



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE GARTEN

Sommersemester 2024

PREDIGTEN

- 1 Schau an der schönen Gärten Zier**
„Geh aus mein Herz“ (EG 503)
Stadtdekan Dr. Bernhard Liess / Prof. Dr. Martin Wallraff
Kantate, 28. April 2024
- 2 Gebet im Garten**
Matthäus 26,36–46
Prof. Dr. Christian Albrecht
Exaudi, 12. Mai 2024
- 3 Garten in der Wüste**
Jesaja 41,17–20
Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Trinitatis, 26. Mai 2024
- 4 Blühender Garten**
Psalm 92,13–16
PD Dr. Kathrin Liess
2. Sonntag nach Trinitatis, 9. Juni 2024
- 5 Der verlorene Garten**
Genesis 3
Prof. Dr. Jörg Lauster
4. Sonntag nach Trinitatis, 23. Juni 2024
- 6 Der Garten der Erlösung**
Römer 8,18–25
Prof. Loren Stuckenbruck Ph.D.
6. Sonntag nach Trinitatis, 7. Juli 2024
- 7 Englischer Garten**
Philipper 4,7
Prof. Dr. Martin Wallraff
Mittwoch, 17. Juli 2024
Ökumenischer Gottesdienst in St. Ludwig

Schau an der schönen Gärten Zier
Geh aus, mein Herz (EG 503)

Stadtdekan Dr. Bernhard Liess /
Prof. Dr. Martin Wallraff
Sonntag Kantate, 28.4.24

Begrüßung

„*Schau an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.*“ Wie könnte man besser beginnen als mit diesem Satz. Gewiss, wir wollen im Gottesdienst beten, zuhören, nachdenken und vor allem: singen. Aber dem allem geht voraus, was Paul Gerhardt da sagt: Schau an und sieh. Über Gärten sollte man nicht zuerst reden, sondern sie anschauen, und man sollte Augen haben für ihre Zierde und Schönheit. Die Kategorien der Anschauung und des Schönen sind auch Kategorien des Glaubens und der Theologie.

Das Zitat stammt aus dem Lied „*Geh aus mein Herz und suche Freud*“, nämlich: Freude an deines Gottes Gaben. Dass bei aller Kunst des Gärtners kein Mensch es ist, der Narzissus und die Tulipan so herrlich kleidet, viel schöner als Salomonis Seide – das weiß Paul Gerhardt, und das lässt er uns singen.

Die Strophen 1-7 bilden einen ersten Teil; da wird in prächtigen Sprachbildern dieser Gedanke entfaltet: „*Schau an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.*“

1. Geh aus, mein Herz, und suche Freud
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

2. Die Bäume stehen voller Laub,
das Erdreich decket seinen Staub
mit einem grünen Kleide;
Narzissus und die Tulipan,
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.

3. Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fliegt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder;
die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwäblein speist die Jungen,
der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh
ins tiefe Gras gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand
und malen sich an ihrem Rand
mit schattenreichen Myrten;
die Wiesen liegen hart dabei
und klingen ganz vom Lustgeschrei
der Schaf und ihrer Hirten.

6. Die unverdrossne Bienenschar
fliegt hin und her, sucht hier und da
ihr edle Honigspeise;

des süßen Weinstocks starker Saft
bringt täglich neue Stärk und Kraft
in seinem schwachen Reise.

7. Der Weizen wächset mit Gewalt;
darüber jauchzet jung und alt
und rühmt die große Güte
des, der so überfließend labt,
und mit so manchem Gut begabt
das menschliche Gemüte.

Predigt I (Wallraff)

„... *das menschliche Gemüte, das menschliche Gemüte.*“ So haben wir zuletzt gesungen. Jung und alt *„rühmt die große Güte des, der so überfließend labt und mit so manchem Gut begabt, das menschliche Gemüte, das menschliche Gemüte.“*

Paul Gerhardt leitet mit diesen Worten eine Wende ein in seinem, eigentlich: in *unserem* Lied. In den Strophen 1–7 werden mit großer poetischer Kraft besungen: Die Bäume, die Lerche, die Glucke, die Bächlein, die Bienen, der Weizen. Es ist ein Weg von der Natur in die Kultur, von Gottes guten Gaben in der Schöpfung zur angebauten Kulturlandschaft des Menschen. Und jetzt eben dies: das menschliche Gemüte.

„Ich selber kann und mag nicht ruhn“, so geht es weiter, und jetzt kommt der betende, der singende Mensch ins Spiel. *„Des großen Gottes großes Tun erweckt mir alle Sinnen.“*

Gerade in einem Universitätsgottesdienst ist es wichtig festzuhalten: Da geht es nicht um Nachdenken und Argumentieren, nicht um Schlussfolgerungen und kognitive Kompetenz. Das alles tun wir von Montag bis Freitag. Am Sonntag dürfen wir dies tun: *„Ich singe mit, wenn alles singt, und lasse, was dem Höchsten klingt, aus meinem Herzen rinnen, aus meinem Herzen rinnen.“*

Durch die heute gebräuchliche Melodie, die wir singen, wird immer die letzte Zeile des Gedichts wiederholt. Das ist manchmal passend, manchmal weniger. Hier ist es großartig: Aus meinem Herzen rinnen. Da ist es wieder, das Herz, das ganz am Anfang stand: Geh aus, mein Herz. Und jetzt in dieser wunderbaren Wendung: aus meinem Herzen rinnen. Das geht nicht

erst über den Kopf, ja noch nicht einmal vom Mund ist die Rede. Das rinnt einfach so direkt aus dem Herzen. Das Singen ist nicht Re-Aktion, nicht Antwort auf etwas Äußeres, auf die Schönheit der Schöpfung, sondern es ist ganz einfach Einstimmen, Mitsingen: Ich singe mit, wenn alles singt.

Es ist Theologie vor jeder Theologie, Musik vor jeder Musik. Oder noch einmal anders formuliert: Was da aus dem Herzen rinnt, das Mitsingen, wenn alles singt – das verhält sich zur eigentlichen Musik wie die Schöpfung zum Garten. Also: Was aus dem Herzen rinnt, ist das Primäre, das Ursprüngliche. Musik, wie wir sie kennen, ist das Sekundäre, Abgeleitete, das Domestizierte. Was aus dem Herzen rinnt, ist der Urwald, die überbordende Kraft der Schöpfung. Was Michael Roth mit uns und für uns macht, ist die Landesgartenschau, ist hohe Kunst.

Kunst kommt bekanntlich von Können, und da muss man allerhand können: Noten lesen, Tonarten kennen, womöglich gar Instrumente spielen. Es ist wie die Kunst des Gärtners. Das muss man *lernen*, und man *kann* es lernen. Aber es nützt alles nichts ohne das Primäre, das Gottgegebene: Narzissus und die Tulipan für den Gärtner, und in der Musik eben das, was aus dem Herzen rinnt. Der Gesang des vierjährigen Kindes auf der Rücksitzbank im Auto – weil es glücklich ist. Der Gesang des alten Mannes, der unter der Dusche anfängt zu singen – weil das warme Wasser gut tut. Das gehört zum Mensch sein. Das sollten wir nicht vergessen und nicht gering achten. Nein, ein Gottesbeweis ist das nicht, nicht im intellektuellen Sinne. Aber ein Fingerzeig ist es allemal. Was wir sehen, was wir spüren, was wir singen: das alles weist über sich hinaus. Es ist im buchstäblichen Sinne erhebend. Es ist eine Art Primärkategorie, das Ursprüngliche, die Gotteskraft in uns. Wie viel Garten, wie viel Kunst wir dann daraus machen – das ist uns überlassen.

8. Ich selber kann und mag nicht ruhn,
des großen Gottes großes Tun
erweckt mir alle Sinnen;
ich singe mit, wenn alles singt,
und lasse, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

9. Ach, denk ich, bist du hier so schön
und läßt du's uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden;
was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnen Schlosse werden!

Predigt II (Liess)

Schön ist die Schöpfung – das zeigt uns Paul Gerhardt in sieben Strophen: Wie die sieben Schöpfungstage.

Naiv war Paul Gerhardt nicht. Das Lied entstand wenige Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg mit seinen Schrecken und Verheerungen.

Und trotzdem: Singen! Auch in einer Welt, die Schrecken und Abgründe hat, wie aktuell, können wir Schönes, Gutes, ja, auch Gott entdecken. Die Schönheit der Schöpfung, wenn man dafür nur die richtigen Augen hätte, sie führt uns zur Erkenntnis, dass Gott ebenfalls schön ist. „*Ach, denk ich, bist du hier so schön*“. So haben wir es gerade gesungen.

Gott ist schön – eine bemerkenswerte Aussage. Gott steht also für Schönheit. Die Freude an der Natur, Schönheit, ästhetische Erfahrungen – das lässt auf Gott und seine Herrlichkeit schließen.

So nimmt uns Paul Gerhardt mit seinem Lied an der Hand, führt uns aus der irdischen Welt mit ihren Schöpfungswundern, jetzt vorläufig, antizipatorisch in die Ewigkeit, in die ewige Schönheit. Das ist ein großer Sprung.

Aber wenn Schönheit hier schon erfahrbar ist, wie schön muss es dann erst in der Ewigkeit bei Gott sein, in „*Christi Garten*“ – wie es Strophe 10 heißt. Wir finden hier gleichsam einen „ästhetischen Ewigkeitserweis.“ Kein Gottesbeweis – sechs Tage nach Kants 300. Geburtstag wäre das auch vermessen.

Aber doch eine Spur, die Paul Gerhardt uns hier entdecken lässt. Die vorläufige, punktuell erfahrbare Schönheit macht Lust auf mehr. „*Welch hohe Lust, welch heller Schein / wird wohl in Christ Garten sein.*“

Und so werden wir hier an unsere Sehnsucht erinnert. „*O wär ich da! O stünd ich schon, / ach süßer Gott, vor deinem Thron.*“ Menschsein heißt: Ich erhalte mir die Sehnsucht! Für Paul Gerhardt die Sehnsucht nach Gott, nach seiner Ewigkeit. Für uns könnte es heißen: Unsere Sehnsucht, die wir immer wieder spüren, dieses „O“ oder „Ach“ in Strophe 11: Ach wäre doch einmal alles gut und schön – diese unsere Sehnsucht hat ein Ziel. Erhalten wir uns unsere Sehnsucht nach Schönheit, nach Erfüllung, nach Güte. Hören wir nicht auf, immer wieder auszurufen: Ach und O! Das ist lebendiger Ausdruck unseres Menschseins, unserer Sehnsucht.

Mit dem Bild eines Gartens malt uns Paul Gerhardt das Ziel unserer Sehnsucht aus. Ein Garten, in dem Musik erklingt. So wie man das an den fürstlichen Höfen kannte. Freiluftmusik im Barockgarten, aber hier gleichsam „demokratisiert“, kein Privileg nur für Fürsten, sondern für alle Menschen.

Himmlische Gartenmusik – was für ein wunderbares Bild für Ewigkeit, erfüllte Sehnsucht, himmelhochjauchzendes Glück, unverbrüchliche Gottesnähe. Natur und Musik – sie beide verbinden sich. Sind beide schon jetzt Vorgeschmack, Vorglanz des Paradieses, ermöglichen schon jetzt Glück und Gottesnähe.

Und wenn die Natur so schön ist, wenn Gott so schön ist, und für Schönheit steht, dann sind „*schöne Psalmen*“ – wie in Strophe 11 –, dann ist unser Singen, unsere Musik die angemessene Reaktion. Also: Singen wir, und unter irdischen Bedingungen vielleicht auch manchmal falsch – macht nichts, aber singen wir! In der Musik wird Gott erfahrbar.

Paul Gerhardt war nicht naiv. Er hat uns an der Hand genommen, durch die Wunder der Natur geführt, er hat unsere Sehnsucht neu beflügelt, uns zum Singen und Träumen gebracht, dass das Leben eben doch ein Ziel hat, dass das Leben eben doch ein Geschenk sein kann, O und Ach, wie schön. Wir brauchen solche Erfahrungen: Dass es „*nach dieser Welt*“ – wie es in Strophe 9 heißt – etwas gibt, das größer ist als wir, schöner, umfassender, das wir manchmal erahnen, spüren „*an der schönen Gärten Zier*“ und im Singen und Musizieren vorwegnehmen. Davon leben wir.

Nur so können wir wieder in die Realität, in den Alltag zurück. Und da gehören wir hin. In Strophe 12 führt uns Paul Gerhardt sensibel wieder in unser Leben zurück, mit all dem, was uns da manchmal als „*Joch*“ auferlegt ist. Hier können und sollen wir leben, und nicht „*stille schweigen*“, bloß nicht stille schweigen, bloß nicht verstummen, bloß nicht verzagen! Sondern hier können und sollen wir singen, getrost singen, musizieren, und Gott immer wieder loben. Ach, wie schön wäre das! O, wie schön ist das! Amen.

10. Welch hohe Lust, Welch heller Schein
wird wohl in Christi Garten sein!
Wie muß es da wohl klingen,
da so viel tausend Seraphim
mit unverdroßnem Mund und Stimm
ihr Halleluja singen?

11. O wär ich da! O stünd ich schon,
ach süßer Gott, vor deinem Thron
und trüge meine Palmen:

So wollt ich nach der Engel Weis
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

12. Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
hier trage dieses Leibes Joch,
auch nicht gar stille schweigen;
mein Herze soll sich fort und fort
an diesem und an allem Ort
zu deinem Lobe neigen.

Fürbitten

13. Hilf mir und segne meinen Geist
mit Segen, der vom Himmel fleusst,
dass ich dir ständig blühe.

Hilf mir, dass ich in meinem Alltag werde wie eine Blume zum Festtag,
dass ich die Schönheit zeige, mit der du, Gott, mich geschaffen hast. Dass
ich blühe und Frucht bringe – nicht zu irgend einem Zweck oder auf Auf-
forderung, sondern einfach so als Frucht des Glaubens und Vertrauens.

Gib, dass der Sommer deiner Gnad
in meiner Seele früh und spat
viel Glaubensfrüchte ziehe.

14. Mach in mir deinem Geiste Raum,
dass ich dir werd ein guter Baum,
und lass mich Wurzel treiben.

Mach Raum in mir, lass deinen Geist Raum greifen, damit ich ganz auf dich
zu lebe, damit ich ein Gefäß des Heiligen Geistes werde. Gib, dass ich fest
verwurzelt stehe in deiner Gnade, was immer da kommen mag, in guten
und in schlechten Zeiten.

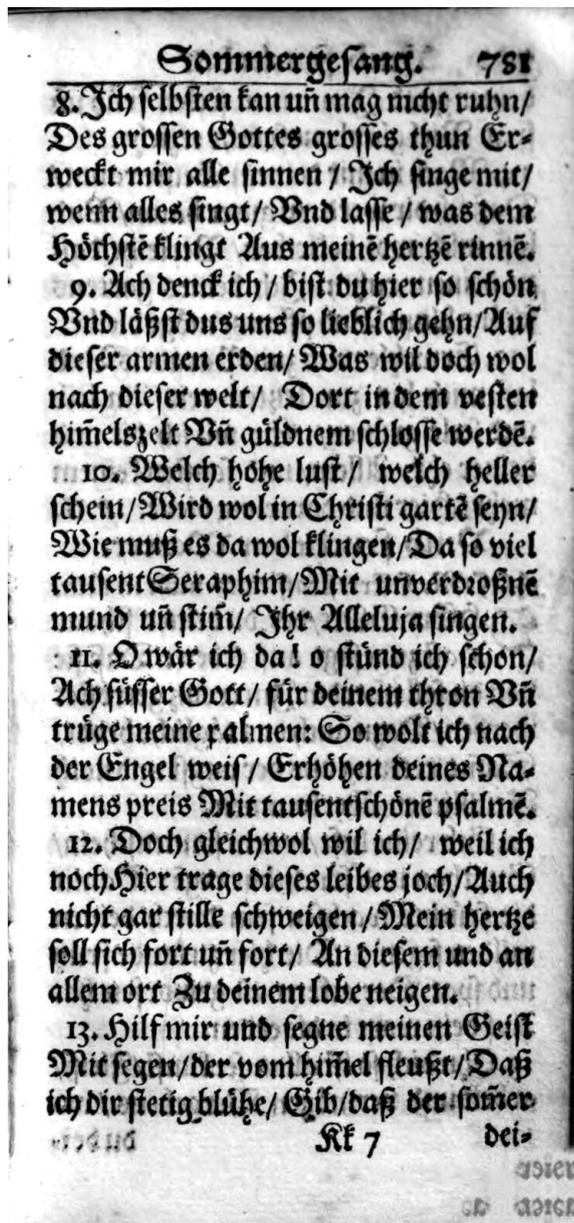
Verleihe, dass zu deinem Ruhm
ich deines Gartens schöne Blum
und Pflanze möge bleiben.

15. Erwähle mich zum Paradeis
und lass mich bis zur letzten Reis
an Leib und Seele grünen.

Erwähle mich nicht nur hier und jetzt, sondern lass mich standhaft bleiben. Lass mich grünen und blühen auch über dieses Leben hinaus, so dass mein Leben eingeht in den großen Garten Christi, Teil eines Gartens wird, der größer ist als das Hier und Jetzt.

So will ich dir und deiner Ehr
allein und sonst keinem mehr
hier und dort ewig dienen.

Historische Orientierung



Der „Sommergesang“ ist von Paul Gerhardt in den schweren Jahren nach dem dreißigjährigen Krieg gedichtet. Er ist zuerst 1653 in einem damals weit verbreiteten Gesangbuch erschienen, nämlich in der fünften Auflage der *Praxis Pietatis Melica* des Komponisten und Kantors Johann Crüger. (Abbildung hier links, nach dem Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek, Res/Liturg. 1374 a).

Es handelt sich um eine kunstvolle barocke Dichtung in jambischem Versmaß. Die sechszeiligen Strophen verwenden den Schweifreim (Muster aab ccb). Zahlreiche Bezüge zur Bibel, zu den Reformatoren und zur mystischen Tradition des Christentums zeigen: Das Gedicht ist mehr als ein reines Naturlied bzw. Schöpfungslob. Das wird inhaltlich besonders in den mittleren Strophen (8–12, s. Abb.) deutlich. Auf diese konzentriert sich unsere Auslegung.

Für das Lied existieren zahlreiche Melodien: Zunächst für eine bereits vorhandene von Johann Crüger gedacht, entstand bereits zu Paul Gerhardts Zeiten eine eigene Weise (von Johann Georg Ebeling). Bis heute bekannt ist eine Melodie des 16. Jahrhunderts, die im vorigen Gesangbuch mit dem Lied verbunden war (jetzt bei EG 143), sowie die beschwingt-fröhliche von August Harder vom Beginn des 19. Jahrhunderts (EG 503).

Gebet im Garten
Matthäus 26,36–46

Prof. Dr. Christian Albrecht
Exaudi, 12.5.24

Da kam Jesus mit ihnen zu einem Garten, der hieß Gethsemane, und sprach zu den Jüngern: Setzt euch hierher, solange ich dorthin gehe und bete. Und er nahm mit sich Petrus und die zwei Söhne des Zebedäus und fing an zu trauern und zu zagen. Da sprach Jesus zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibt hier und wachet mit mir! Und er ging ein wenig weiter, fiel nieder auf sein Angesicht und betete und sprach: Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst! Und er kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend und sprach zu Petrus: Konntet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, dass ihr nicht in Anfechtung fallt! Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach. Zum zweiten Mal ging er wieder hin, betete und sprach: Mein Vater, ist's nicht möglich, dass dieser Kelch vorübergehe, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille! Und er kam und fand sie abermals schlafend, und ihre Augen waren voller Schlaf. Und er ließ sie und ging wieder hin und betete zum dritten Mal und redete abermals dieselben Worte. Dann kam er zu den Jüngern und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr weiter schlafen und ruhen? Siehe, die Stunde ist da, dass der Menschensohn in die Hände der Sünder überantwortet wird. Steht auf, lasst uns gehen! Siehe, er ist da, der mich verrät.

„Schau an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und Dir sich ausgeschmücket haben!“ Nichts, liebe Gemeinde, nichts mag Jesus ferner gelegen haben in der Nacht im Garten Gethsemane als der fröhliche Jubel, den wir mit Frühlingsgärten verbinden. Gethsemane ist der Garten der Angst und der Einsamkeit, der Garten nächtlicher Todesstille. Der Gruppe um Jesus, die in dessen letzten Tagen in Jerusalem keine feste Bleibe hatte, diente der Garten wohl als provisorisches Nachtquartier, und auch das kann man sich in der gehetzten Aufgeheiztheit der letzten Tage nur alles andere als idyllisch vorstellen. Nach ihrer Gewohnheit hatten sie sich dorthin zurückgezogen, zur Nacht, die seine letzte werden sollte, auf das kleine Grundstück am Abhang gegenüber der Stadt, auf dem eine Ölpressen

war und vielleicht eine Art Hütte oder Grotte, die sich außerhalb der Erntezeit zur Übernachtung nutzen ließ.

Die Jünger fallen in den Schlaf, aber es ist kein erholsamer Schlaf. Lukas nennt ihn (in seiner Parallelerzählung der Szene) den Schlaf der Traurigkeit, und wir können ihn uns vielleicht auch als eine Art Panikschlaf vorstellen. Man weiß, es wird etwas passieren, etwas Furchtbares und Schreckliches muss kommen oder ist vielleicht auch schon geschehen, und der Körper ist gnädig, er entzieht einem das Bewusstsein, lässt einen in diesen unnatürlichen Schlaf fallen, alles andere als erholsam, aber eine Pause gewährend, eine Pause in all der Unordnung, der die Seele nicht nachkommt und der Verstand schon gleich gar nicht.

Selbst dieser Panikschlaf wird immer wieder unterbrochen durch Jesus selbst, der die Jünger wieder und wieder weckt, selbst gelähmt vor Angst, zugleich im höchsten Grade aufgewühlt und durcheinander, ohne jede Orientierung: „Könnt Ihr nicht mit mir wachen, bei mir sein, bei mir bleiben?“ Nein, sie können es nicht, sei können ja selbst nicht mehr. Was sie nicht sagen, aber was er spürt, ist: sie können ihm nicht beistehen. Da muss er allein durch. Er ist jetzt allein, umgeben von Traumatisierten, die geflüchtet sind, in den Schlaf geflüchtet. Der Garten Gethsemane ist damit zum Garten der Einsamkeit geworden, zum Gegenteil des Gartens Eden: dort wurde der Mensch zur Gemeinsamkeit geschaffen: „es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist“. Hier, in Gethsemane, ist er zur Einsamkeit verflucht: „könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?“.

Doch was dann anschließend geschieht, ist etwas Einzigartiges, und es wird dem Garten Gethsemane später, ganz am Schluss, eine neue, eine zweite, eine gute Bedeutung beilegen. Jetzt aber geht es erst einmal in die absolute Aussichtslosigkeit der Nacht. Jesus ist verzweifelt bis in die Körperlichkeit hinein, wimmert und zittert, wie wir es von Menschen kennen, die am Ende sind. Matthäus berichtet extrem lapidar, Jesus habe zunächst gehofft, dass dieser Kelch an ihm vorüber gehe, dann aber Gott zugestanden, dass dessen Wille geschehe. Das Entscheidende erzählt er nicht, nämlich das, was zwischen diesen beiden Sätzen geschah. Aber wir können es uns leicht ausmalen, mit unseren Erfahrungen solcher Totalkrisen, die den ganzen Menschen erfassen und ihn ganz auf sich allein zurückwerfen.

Wer in einer solchen Totalkrise ist, der wünscht sich zunächst, das ganze möge nicht wahr sein, die Katastrophe möge eine Einbildung sein, ein Alptraum, aus dem man erwachen könnte. Die Hiobsbotschaft betrifft mich

gar nicht, die Einsicht in die kommende Katastrophe ist ein Irrtum, das bin gar nicht ich, dem sie gilt. „Mach, dass es nicht wahr ist. Lass das an mir vorübergehen.“ Es ist menschlich, das alles erst einmal nicht wahrhaben zu wollen, es nicht für wahr halten zu wollen. Es ist ein Schutzreflex. Erst langsam und in Portionen sickert ins Bewusstsein, dass es kein Entrinnen gibt. Der Fluchtversuch ist aussichtslos. Es ist eben *nicht* möglich, dass dieser Kelch an mir vorübergeht, das beginnt man langsam, scheinweise, einzusehen. Welch große innere Arbeit, welche starke seelische Anstrengung dahinter steht, dies allmählich einzusehen und in die Seele aufzunehmen, dass es eben nicht möglich ist, davonzulaufen, das wissen wir aus eigener Erfahrung und genau deswegen wird es uns so nahegehen, dass auch Jesus nicht innerlich davonläuft, sondern standhält. Er hält stand, indem er hinschaut, genau hinschaut auf das, was ist in seiner ganzen Dramatik. Und dann kommt der nächste Schritt, die nächste Herkulesaufgabe für die Seele. Jetzt gilt es, Abstand zu gewinnen. Unverändert hinzuschauen, aber die Entfernung zu vergrößern. Unverändert hinzuschauen, aber nicht von so nah, dass man gar nichts anderes mehr sieht als die Katastrophe, sondern aus immer größer werdendem Abstand zu schauen, so dass mehr in den Blick kommt, anderes, Kontexte. Das Dramatische muss zurechtgerückt werden. Es muss seinen alles bestimmenden Charakter verlieren. Es bleibt schlimm, aber es hat, aus dem Abstand betrachtet, viele Facetten. Vielleicht solche, die ich bewältigen kann. Vielleicht solche, die ich nicht allein bewältigen kann, aber möglicherweise gemeinsam mit anderen. Vielleicht Facetten, von denen ich noch gar nicht weiß, wie sie sich auswirken werden. Überhaupt gibt es vielleicht vieles, von dem ich jetzt noch überhaupt nicht weiß, wie es am Ende wirklich werden wird, jenseits der Schreckensvorstellungen, die ich jetzt gerade habe. Und vielleicht meldet sich ganz langsam die Erinnerung an frühere Katastrophensituationen, in denen es ganz ähnlich war, dass ich zunächst dachte, ich könnte es nicht bewältigen, und dann fühlte ich mich doch hindurchgeführt und lernte, das Schreckliche anzunehmen als etwas, das zu mir gehört und das mich tiefer leben gelehrt hat, aufgefächerter für die Unterscheidung zwischen dem, was ich bewältigen kann und dem, was ich nicht bewältigen kann und dem, was ich nicht bewältigen muss. Und langsam, ganz langsam wächst dabei die innere Ruhe, das Gefühl, ich täte besser daran, nicht meine begrenzte Schreckensperspektive in dem ganzen durchsetzen zu wollen, sondern mich dem Gang der Dinge zu überlassen und zu schauen, wohin sie mich führen. „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst“. Als Jesus das

sagt, das sagen kann, nach grandioser innerer Auseinandersetzung, nach einer Selbsterforschung, die wir aus eigener Erfahrung kennen, da hat er den ganzen Bogen abgeschritten, angefangen bei der Realitätsverweigerung und über Fluchtversuche weiter zum Standhaltenwollen und dann zum Abstandgewinnenwollen bis hin zu der sich allmählich ausbreitenden Ruhe des Gefühls: es ist nicht gut, wenn ich mich meinen eigenen Vorstellungen überlasse. Ich kann nicht davonlaufen. Und ich komme besser mit dem Ganzen zurecht, wenn ich auch nicht davonlaufen will. „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“ ist kein Einverständnis mit der Situation. Es ist keine Zustimmung zu Folter und Tod, zur stumpfen Brutalität, die sich Bahn verschaffen wird. Es ist Ausdruck des Vertrauens, dass nur Gott zum Guten wenden kann, was kein Mensch aus eigener Kraft zu heilen vermag.

Liebe Gemeinde, jetzt haben wir uns in Jesu Seele vertieft, in das, was in ihm vorging im Garten, aber was tut eigentlich Gott dabei? Auf den ersten Blick gar nichts. In der Version, in der der Evangelist Lukas die Gethsemaneszene erzählt, schickt Gott einen Engel, der Jesus stärken soll, aber wir wissen, wie rar die Engel sind in solchen Momenten, wie sehr wir in solchen Momenten auf uns selbst gestellt sind. Und so, wie Matthäus die Szene erzählt, kann man auch genauer sehen, was Gott tut, der auf den ersten Blick so untätig wirkt. Er führt durch die emotionale Bewegung. Er führt durch den Bogen von Erschrecken, Flüchtenwollen, Dableibenmüssen, Dableibenkönnen. Er führt die Gedanken, er führt durch das Selbstgespräch Jesu, das anfing mit: „Ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber“ und das endete mit „Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Diese emotionale Bewegung, dieses Selbstgespräch Jesu ist völlig zu Recht als *Gebet* bezeichnet worden, als Gebet Jesu, und es ist vielleicht die Mutter aller Gebete. Es beginnt mit dem Wunsch, Gott zu etwas zu bewegen, ihn zum Handeln zu bewegen. Aber das ändert sich. Recht bald wird daraus der Vorgang, den eigenen Blick neu auszurichten. Die konkrete Situation, derer wir uns am Anfang des Gebetes klar werden, wird in den Horizont von etwas Größerem gerückt, in den Horizont einer weiteren Lebenserfahrung und Welterfahrung. Das Gebet im Garten gewährt Abstand, gewährt heilsame Distanz vom Unmittelbaren, es gewährt Selbstdistanz und es öffnet den Blick aufs Ganze. Und damit ist jedes Gebet ein Vorgang, in dem wir uns der Nähe Gottes innwerden. Es ist immer Antwort: eine Antwort, die man sich selbst gibt mit Gottes Hilfe, eine Antwort auf die Erfahrung, dass es heilsam ist, von sich selbst abzusehen und den Blick auf Gottes Nähe und Begleitung zu richten.

Gethsemane ist der Garten, mit dessen Namen wir diese Urfunktion eines jeden Gebets verbinden, und darum ist Gethsemane nicht nur der Garten der Einsamkeit, sondern zugleich der Garten der Gottesnähe im Gebet. Die kürzeste Fassung dieses Gebets, in das Jesus sich im Garten Gethsemane versenkt, findet sich in der dritten Bitte des Vaterunser, es ist vielleicht die kühnste Bitte: „Dein Wille geschehe.“ Das ist, wenn es nicht einfach gedankenlos hingemurmelt ist oder aus einem Fatalismus stammt, den man keinem Menschen wünschen möchte, einer der beherztesten Sätze, die ein Mensch sagen kann. Denn in diesem Satz spricht sich die Bitte nach Ausgesöhntheit mit den Bedingungen des Lebens aus, die Bitte nach Erlöstheit von den Grenzen des Lebensganzen. Diese Bitte schließt ein, dass man wissen möchte, was man selbst tun kann für sein Leben und was man nicht tun kann für sein Leben und dass man lernen möchte, jeden Tag neu zu unterscheiden zwischen dem was man ändern kann und dem, was man nicht ändern kann. Und für diese Unterscheidung braucht es Weisheit, Wachheit, Erfahrung, aber auch Herzenstakt und Herzensbildung, Liebe zur Welt und Liebe zu sich selbst und Liebe zu den Menschen um einen herum. Das alles spricht sich aus in dem kleinen Satz „Dein Wille geschehe“.

Jesu Urgebet in Gethsemane, dessen Kern wir jedes Mal wiederholen in der Vaterunserbitte „Dein Wille geschehe“, hat Folgen. Zwar nicht für die Dramatik der äußeren Situation in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag, die ist gleich geblieben. Da hat sich nichts geändert, das Gebet zaubert nicht die dramatische Situation fort. Das Gebet hat Folgen für den Beter selbst, für Jesus wie für uns Beter und Beterinnen. Der anfangs am Boden Zerstörte geht aufrecht. Der anfangs Verzweifelte spricht klar und entschlossen: „Steht auf, lasst uns gehen.“ Der Ängstliche hat seine Orientierung zurückgewonnen und seinen Mut. Noch immer schreitet Jesus Leid und Verrat entgegen. Noch immer stehen Kreuz und Tod bevor. Aber seine Haltung hat sich verändert. Er geht souverän in die Situation, im Vertrauen darauf, dass es ihm gegeben sein wird, sie zu bewältigen, wie auch immer. Das ist eine Folge des Gebets, es ist die Folge eines erhörten Gebets.

Liebe Gemeinde, „Schau an der schönen Gärten Zier“ – das wird Jesus, der nun als der Prototyp aller Beter und Beterinnen den Garten Gethsemane verlässt, immer noch nicht in den Sinn gekommen sein. Aber vielleicht etwas wie das Folgende, das wir, die wir auf seinen Spuren beten, jetzt singend beten wollen: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“ Amen.

Garten in der Wüste
Jesaja 41,17–20

Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Sonntag Trinitatis, 26.5.24

Liebe Universitätsgemeinde,
während meines Studiums in Israel Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts habe ich den heutigen Predigttext – jedenfalls zum Teil – einmal ganz hautnah erlebt: Wir waren mit unserer Studiengruppe eine Woche im Sinai und wanderten dort drei Tage in der Wüste. Kamele trugen das Gepäck von Übernachtungsplatz zu Übernachtungsplatz. Für den Großstädter war das eine sehr beeindruckende Erfahrung: Der nächtliche Sternenhimmel mit seiner ungeheuren Menge an Lichtern, den man im Schlafsack liegend betrachten konnte; das Schreien der Kamele, wenn sie im Morgengrauen auf die Beine getrieben wurden, und die drastischen Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht. Nicht zuletzt die Farben der Wüste, in der es kaum Grünes gab, dafür aber alle Abstufungen von rot, orange, gelb und weiß.

An einem der Tage waren wir zu viert mit einem Guide unterwegs, um ein bestimmtes Wadi zu besuchen, in dem es Inschriften gab. Wie sich herausstellte, kannte der Guide das Gebiet nicht gut. Wir waren weit hinter der angedachten Zeit. Die Sonne ist dort ab dem Vormittag stechend und grell und man muss regelmäßig nach der Uhr aus dem Wasserkanister trinken, weil man wegen der geringen Luftfeuchtigkeit kaum Durstgefühl entwickelt. Wir wurden aufgefordert, den Wasservorrat einzuteilen, denn der Guide fand auch die in die Tour mit eingeplante Wasserstelle nicht. Damals gab es weder Mobiltelefone noch hatten wir GPS. So kam langsam ein ungutes Gefühl auf. Die Schönheit der Umgebung veränderte sich. Die Landschaft bekam etwas Bedrohliches. Als wir schließlich – keiner redete mehr – mit großer Verspätung die Wasserstelle doch noch erreichten, waren wir wie erlöst: Das wenige Grün, das es dort gab, kam uns vor wie ein Paradies und wir waren froh, die im unteren Viertel angekommenen Kanister wieder gefüllt zu haben. Als wir am Abend fast schon im Dunkeln zum gemeinsamen Lagerplatz zurückkamen, waren wir vollkommen erschöpft und wollten nur noch schlafen. – Bereits während der unsicheren Wegstrecke, besonders aber, nachdem wir am Brunnen getrunken hatten,

kamen mir die Verse aus Jesaja 41 in den Sinn, die ich aus einer Münchner Deuterjesaja-Vorlesung kannte:

„17 Die Armen und die Elenden suchen Wasser, aber da ist nichts. Ihre Zunge – vor Durst ist sie vertrocknet. Ich, JHWH, antworte ihnen, der Gott Israels, nicht werde ich sie verlassen! 18 Ich werde öffnen auf kahlen Hügeln Ströme und mitten in Tälern Quellen, ich mache Wüste zum Wasserteich, und Trockenland zu Wassersprudeln. 19 Ich gebe in die Wüste Zedern, Akazien, Myrten und Ölgewächse, ich setze in der Steppe Wacholder, Nadelgehölz und Zypressen zusammen, 20 damit sie sehen und erkennen und sich zu Herzen nehmen und begreifen zusammen, dass die Hand JHWHs dies gemacht hat, der Heilige Israels es geschaffen hat!“¹

Ich hatte damals etwas von der ganz konkreten, leibhaften Dimension dieses Textes erfahren: Die Wüste ist kein Garten, kein von Menschen veränderbarer Lebensort. Man muss sich an ihre Gesetze anpassen und nicht umgekehrt. Das scheint der Ausgangspunkt der Heilsankündigung von Jesaja 41 zu sein: Wenn das Allernotwendigste, das Wasser, fehlt, wird es lebensbedrohlich. Gegen diese Erfahrung malt der Text eine Szenerie üppigen Lebens: Gott wird für die „Armen“ und „Elenden“, die ohne Wasser umherirren, die Wüstenlandschaft in einen Garten verwandeln. Das geschieht so wie am Anfang des Buches Genesis: das lebensfeindliche Trockene wird nicht nur punktuell mit Oasen versehen, sondern es wird zu einer ständig bewässerten, üppigen Landschaft, in der selbst oben auf den kahlen Kuppen Ströme entspringen. An die Stelle der Kargheit tritt Fülle. Mit dieser Voraussetzung für einen Garten, die Bewässerung, tritt JHWH selbst *als Gärtner* in Erscheinung. Er legt mit überirdischer Schnelligkeit einen *Park aus Bäumen* an.

Sieben verschiedene Baumarten wachsen dort, eine biblische Zahl der Vollendung: Es sind erstaunlicherweise keine Fruchtbäume dabei, weder Datteln, noch Feigen und auch die „Ölgewächse“ sind keine Olivenbäume, sondern Ölweiden bzw. Kiefern, die so heißen, weil sie besonders stark und duftend Harz absondern. Schaut man nach, wo ansonsten diese Baumarten in der Bibel vorkommen, stellt man fest, dass sie vor allem beim *Heiligtumsbau* verwendet werden.² So sind z.B. die Vertäfelung von Türen

¹ Eigene Übersetzung (FH).

² Vgl. zu den Baumarten in Jes 41,19 Karl Elliger, Deuterjesaja. 1. Teilband Jesaja 40,1–45,7, BK.AT XI/1, Neukirchen-Vluyn 1978, 166–167.

und Wänden des Tempels oder auch die Kerubim-Figuren des Gottesthrons aus solchem Holzmaterial gemacht. Der Jerusalemer Tempel wie das Zelt der Begegnung am Sinai muss von intensivem Zedern- und Kiefernduft erfüllt gewesen sein. In Jesaja 41 geht es Gott beim „Umbau“ der Wüste also gar nicht nur um die Stillung von Durst und Hunger. Vielmehr führt er seine *schöpferische Gestaltungsmacht* vor. Da, wo Menschen nur Wüste und Mangel sehen, schafft er einen Garten der Fülle, in dem er selbst wie im Tempel anwesend ist.

Auch die Formulierung am Anfang des Textes, *„die Armen und Elenden suchen Wasser“*, ist hintergründig und kommt im Alten Testament nur hier vor: Das Wort für „Suchen“ (*bqš* Pi.) findet sich ansonsten nicht mehr mit „Wasser“ als Objekt und Ziel der Suche, stattdessen aber sehr häufig mit Gott, der *gesucht* und z.B. beim Tempelbesuch auch *gefunden* wird. Offenbar geht es bei der Ankündigung eines neu geschaffenen „Gartens in der Wüste“ nicht nur um die leiblichen Bedürfnisse, sondern um *die grundsätzliche Ausrichtung* derjenigen, die nach Belebung dürsten. Wir würden heute vielleicht von der *Suche nach Lebenssinn* sprechen. Denkt man an die biblische Bildwelt, legt sich etwa der wunderbare Psalm 36 als Parallele nahe:

„8 Wie kostbar deine Gnade, Gott, dass Menschen in dem Schatten deiner Flügel sich bergen! 9 Sie laben sich an dem Fett deines Hauses, und mit dem Strom deiner Wonnen tränkst du sie! 10 Ja, bei dir ist die Quelle des Lebens, in deinem Licht sehen wir Licht!“³

Jesaja 41,17–20 ist also eine *Anleitung dazu, neu und anders zu sehen*: Die Demonstration von Schöpfermacht, der Baumgarten in der Wüste, zeigt Gott als Gärtner, aber *nicht um seiner selbst willen*. Das Wasserwunder in der Wüste – man denkt auch an die Speisungen des Volkes bei der Wüstenwanderung – stellt eine *Schule des Sehens* dar: *„damit sie sehen und erkennen und sich zu Herzen nehmen und begreifen zusammen, dass die Hand JHWHs dies gemacht hat!“* (V.20) Die Wasser- und Sinnsucher sollen vom Sehen zum Verstehen und Verinnerlichen kommen. Sie sollen sich den Baumgarten, wo zuvor nur Ödnis war, ein-bilden, ihn zu einem unvergänglichen inneren Bild werden lassen, das ihr Leben und Handeln in eine neue Richtung lenkt.

³ Eigene Übersetzung (FH).

Der historische Hintergrund des Textes, den ich nur kurz erwähnen möchte, ist die Wegführung der Bewohner Jerusalems nach Südmesopotamien im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts vor Christus. Nach vielen Jahrzehnten des Exils zeichnete sich eine die ganze damalige Welt verändernde Wende ab: Anstelle der Babylonier trat das persische Weltreich. Der anonyme Prophet hinter Jesaja 40–55 (vielleicht waren es auch mehrere) deutet die politische Wende als Heilsereignis, als die ersehnte *Rückkehr JHWHs zu seinem Volk*. Viele Jahrzehnte war Gott verborgen, bis Jerusalems Schuld gesühnt war (vgl. Jes 40,1–2). Nun tritt er – ablesbar am Aufstieg des Kyros, der später den Exilierten die Rückkehr in ihre Heimat erlauben wird – neu in Erscheinung.

Aber viele der Weggeführten haben sich arrangiert mit Babylon, befinden sich in einer „inneren Wüste“, einem dauerhaften Krisenmodus, wie wir das heute vielleicht nennen würden. Es herrschte entweder Gleichgültigkeit oder eine verstärkte Suche nach Lebenssinn in der falschen Richtung (die Verehrung vermeintlicher, „selbstgemachter“ Götter). Die Exilierten waren, so eine häufige Charakterisierung in Jesaja 40–55, „blind“ geworden für die Möglichkeit einer Veränderung zum Guten. Darum, neu sehen zu lernen und den „neuen Wegen“ zu vertrauen, die Gott eröffnet, geht es auch in Jesaja 41,17–20. Ich denke, dass es kein Zufall ist, dass dieser Abschnitt die schöpferische Gestaltungsmacht Gottes über die Metaphorik eines „Gartens“ inszeniert. Dem möchte ich im zweiten Teil meiner Predigt nun noch einmal mit Blick auf unsere krisengeschüttelte Gegenwart etwas genauer nachdenken. Ich tue das in zwei kurzen Schritten.

Gärten: kreative Orte der Rekreation

Der Dichter Hugo von Hofmannsthal beginnt einen Essay über seinen Garten mit folgenden Zeilen:

„Es ist ganz gleich, ob ein Garten klein oder groß ist. Was die Möglichkeiten seiner Schönheit betrifft, so ist seine Ausdehnung so gleichgültig, wie es gleichgültig ist, ob ein Bild groß oder klein, ob ein Gedicht zehn oder hundert Zeilen lang ist. Die Möglichkeiten der Schönheit, die sich in einem Raum von fünfzehn Schritt im Geviert, umgeben von vier Mauern, entfalten können, sind einfach unmeßbar.“⁴

Hofmannsthal weist schon in diesen ersten Sätzen auf die wesentlichen Dinge an der *Erfahrung* im Umgang mit einem Garten hin: Es kommt nicht

⁴ Hugo von Hofmannsthal (1874-1929), Gärten, in: Anne Marie Fröhlich (Hg.), Gärten, Texte aus der Weltliteratur, Manesse Bibliothek der Weltliteratur, Zürich ²1993, 5–12: 5.

auf die Größe an, aber auf Umgrenzung, Ungestörtheit und Schönheit (die immer im Auge des Betrachters liegt). Ich denke fast alle hier in dieser Kirche haben – spätestens während der Pandemie – die Erfahrung gemacht, wie gut es tut, sich in einem Garten, Park oder im Wald aufzuhalten – die oberbayerische Seenlandschaft hat ja sowieso, gerade jetzt im Mai, etwas Gartenhaftes an sich. Was meine ich mit „Gartenhaftigkeit“? Etwas, das *in der Mitte* liegt zwischen Wildnis, die es in unseren Breitengraden nicht mehr gibt, und überbautem Lebensraum wie in den Innenstädten. Gärten sind von Menschen gewählte Ausschnitte aus der Natur, in die gestaltend eingegriffen wird, die aber immer auch Überschüsse enthalten, die nicht geplant waren.

Gärten machen viel Arbeit, man denke nur an den Schneckenfraß oder das Setzen von Tulpenzwiebeln, aber es ist keine erschöpfende Arbeit, die auslaugt. Vielmehr weiß man, die Anstrengung lohnt sich unmittelbar und längerfristig. Sie dient der wertvollen Erfahrung einer Schönheit, von der wir wissen, dass sie nicht völlig in unserer Hand liegt. Sie kann harmonisch komponiert oder eher gewollt verwildert sein. Immer aber spiegeln wir uns in ihr als Gestaltende und Genießende. Weder verwirklicht sich alles, so gut die Pläne auch sein mögen, noch lenken wir vollständig. Das Ergebnis ist oft überraschend und gerade darin schön. Genau das macht glücklich. Es gibt ein Eigenleben im Garten, er ist nicht programmierbar. Menschen werden so im Garten immer auch auf das verwiesen, was größer ist als sie: die Bedingungen des Bodens, die jahreszeitlichen Schwankungen des Wetters, den Schneckenfraß selbst im Hochbeet oder die Amseln, die nur darauf lauern, den Johannisbeerstrauch abzuernten, sobald man ihnen den Rücken zudreht.

Ein bei uns kaum bekannter französischer Dichter, Alphonse Karr, hat 1845 ein Buch mit dem Titel „Voyage autour de mon jardin“ „Reise um meinen Garten“ veröffentlicht. In Form eines Tagebuchs verarbeitet er darin die Trennung von einem reichen Freund, der zu einer Weltreise aufbricht, während Karr zu Hause bleibt. Zunehmend erfährt er dies – mit dem fernen Freund korrespondierend – als Vorzug und nicht als Mangel. Er beginnt seinen Garten als Welt *en miniature* wahrzunehmen. So beobachtet er zum Beispiel das Liebesspiel einer Spinne:

„In diesem smaragdnen, samtglänzenden Moospolster von der Größe einer Handfläche gibt es Liebe, Hass, Kämpfe, Entwicklungen, Wunder, die uns unbekannt sind und die wir nie betrachtet haben. [...] Welch komische Manie, die bewirkt, dass die meisten Menschen die Augen vor allem

verschließen, was sie umgibt, und diese erst zu öffnen geruhen, wenn sie fünfhundert Meilen von ihrem Land entfernt sind. [...] Machen Sie ihre Reise um die Welt, ich werde die Reise um meinen Garten machen.“⁵

Es kommt wirklich nicht auf die Größe an, wenn man – in Krisenzeiten wie diesen – das Sehen des Schönen einzuüben versucht. Viele suchen Ablenkung im Rückzug in ihren „hortus conclusus“, den überschaubaren und nach außen abgegrenzten Garten – vielleicht liegt darin auch ein uralter Rest der Erinnerung an das, was der biblische Paradiesmythos (Genesis 2) lehrt: Er spricht von einer Sehnsucht nach Einheit, nach dem Einklang mit dem, was uns nicht nur als Natur, sondern als Symphonie des Geschaffenen umgibt. Der Alttestamentler Fridolin Stier beschrieb das im zweiten Band seiner Tagebücher mit Datum vom 4. August 1974 mit großer Präzision:

„Früh eine Stunde im Buchenwald. Am Weg entlang die Bäumchen, junge Buchen und Eichen, die ich hab' wachsen sehen vom ersten Knospen an, im warmen März, die Sträucher, die Kräuter; [...] Und wieder ist mir zumute wie einem, dem ein bekanntes Gesicht begegnet, das sich, ohne sich optisch zu ändern, in ein Anderes, ganz und gar Fremdes verwandelt – es ist, als ob ich *noch* ein ‚Auge‘ hätte, ein ‚inneres‘, irgendwie sinnhaftes, aber mehr ‚fühlendes‘ Organ, das – im Vorfeld jeder Sprache – das Anwesen – die Gegenwart des/eines unbenennbaren Wirklichen wahrnimmt.“⁶

Stier entwirft hier mit wenigen Strichen, nur auf den erste Blick romantisch und keinesfalls esoterisch, eine kleine Wahrnehmungslehre des „Menschen im Weltgarten“.

Wir im Weltgarten: anders sehen und handeln

Die schöne Metapher Goethes vom „Weltgarten“⁷, meint zunächst die Entsprechung des Kleinen und des Großen: jeder Garten kann exemplarisch für das Lebendige im Ganzen stehen. Ich möchte das so umschreiben, dass wir alle in den Weltgarten gesetzt wurden, um in ihm für eine bestimmte und begrenzte Zeit zu leben und an seiner Erhaltung mitzuwirken. Die Metapher kann dann zweifach gelesen werden:

Erstens: Was wir in unseren Gärten im Kleinen tun und erleben, könnte und sollte uns auch im Großen Orientierung geben. Wir können es uns, das lehrt

⁵ Alphonse Karr, Reise um meinen Garten. Ein Roman in Briefen, Die Andere Bibliothek 425, Berlin 2020, 22.

⁶ Fridolin Stier, An den Wurzeln der Berge. Aufzeichnungen II, Freiburg/Basel/Wien 1984, 28.

⁷ Vgl. Heinrich Detering, Menschen im Weltgarten. Die Entdeckung der Ökologie in der Literatur von Haller bis Humboldt, Göttingen 2020, 195-196 (als „Leitmetapher“ bei Goethe seit dem 17. April 1787: Italienische Reise, Besuch in Palermo).

das ökologische Bewusstsein seit über 200 Jahren, nicht leisten, die Welt in eine Wüste zu verwandeln. Wir würden nicht nur die Gestalt der Welt, in der allein wir leben können, sondern mit ihr uns selbst abschaffen. Diese Einsicht hat auch etwas Tragisches: Wir sind als Spezies vielleicht Gärtner dieser Welt, aber ebenso ihre schlimmsten Schädlinge. Dennoch verspricht jede Arbeit im eigenen Garten auch Erholung von dieser tragischen Einsicht. Sie eröffnet immer ein Hoffen darauf, dass es niemals zu spät ist, mit dem neuen Sehen und Handeln zu beginnen.

Zweitens: Goethes Bild vom „Weltgarten“ – wenn wir es etwa im Licht von Jesaja 41,17–20 lesen – lässt offen, wer diesen Garten eingerichtet hat. Sicherlich nicht wir Menschen. Das Ökosystem der Erde hat schon viele Katastrophen, gar Totalauslöschungen, überstanden. Es wird am Ende auch uns überstehen und wieder neu werden. Auch solche Gedanken, so sehr sie traurig stimmen, weil wir uns selbst verlieren könnten, tragen zum neuen Sehen und Handeln bei. Wenn es, wie wir in der Tradition des jüdisch-christlichen Schöpfungsdenkens glauben, einen transzendenten Schöpfer der Welt gibt, ist es tröstlich, sich ihn *im Bild eines Gärtners* vorzustellen: Er hat den Grund gelegt, dass sich die Arten, Pflanzen und Tiere, entwickeln können, mit allen Ambivalenzen von Tod und Leben, Raub und Beute. Und – so mag man es sich wünschen – er wacht am Ende auch über alle Entfaltungen und Wandlungen des Lebens, weil er dieses Leben von Anfang an gewollt hat und weiterhin will. Er hat die Welt als seinen Baumgarten, seinen Tempel, angelegt, damit wir darin *sehen* lernen sollen und ein *Gefühl für das „Mitsein“* mit allen nichtmenschlichen Kreaturen entwickeln.

Es sollte uns dringlich um eine Wiederanknüpfung an die Welt des Lebendigen, die uns umgibt und mit der wir in einem Netzwerk verknüpft sind, gehen. Aber auch wenn wir, was durchaus möglich scheint, am Ende scheitern, bleibt uns Einzelnen immer noch jener Trost, der darin liegt, den eigenen Garten – auch im Klimawandel und trotz aller Krisen – nicht zur Wüste werden zu lassen. So beendet der sonst so spöttische Aufklärer Voltaire, der am Eindruck des Erdbebens von Lissabon den Gottesgedanken verabschiedet hat, seinen „Candide“, in dem er der Hauptfigur alle Schrecken dieser Welt begegnen ließ, mit dem Satz: „...aber wir müssen unseren Garten bestellen.“⁸

⁸ Voltaire, Candide oder der Optimismus. Aus dem Französischen von Ilse Lehmann. Mit einem Nachwort von Harald Weinrich, München ¹¹2021, 168.

Blühender Garten

Psalm 92,13–16

PD Dr. Kathrin Liess

2. So. nach Trinitatis, 9. Juni 2024

*Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum,
er wird wachsen wie eine Zeder auf dem Libanon.
Die gepflanzt sind im Hause des HERRN,
werden in den Vorhöfen unsres Gottes grünen.
Und wenn sie auch alt werden,
werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein,
dass sie verkündigen, dass der HERR gerecht ist;
er ist mein Fels und kein Unrecht ist an ihm.*

Liebe Gemeinde,

Der Mensch ist „wie Gras, das am Morgen blüht und sprosst und des Abends welkt und verdorrt.“ Das Alte Testament ist voller Vegetationsbilder für die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens. Besonders eindrücklich beschreibt es der eben zitierte 90. Psalm in seiner Vergänglichkeitsklage.

Wie oft rührt uns die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit des Lebens an? Wir sehen unsere Eltern alt und schwach werden und sterben. Unsere eigene Lebenszeit vergeht, manche Tage schneller als es uns lieb ist. Vieles im Alltag wird mit den Jahren mühsam und beschwerlicher. Wie oft fühlen wir uns wie Gras, wenig verwurzelt, leicht herauszureißen, schutzlos und empfindlich, dem Wetter ausgesetzt? Vom eifrigen Mähroboter plötzlich radikal gekürzt.

Auf die Vergänglichkeitsklage von Psalm 90 antwortet unser Predigttext Psalm 92 in den Versen 13-16 mit einem hoffnungsvollen Gegenbild: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Zeder auf dem Libanon.“

Wem gilt diese Verheißung? Der Gerechte – wer ist das eigentlich? „Gerecht“ – das bezieht sich auf die Lebensführung, das Handeln: Das Alte Testament denkt vom sogenannten Tun-Ergehen-Zusammenhang her:

Dort, wo wir gerecht handeln, kann uns Gutes zuteilwerden. Das merken wir ja oft selbst: Wenn wir uns dem Anderen gerecht und gütig zuwenden, dann wird er uns möglicherweise auch freundlich begegnen. Doch noch mehr als das Handeln ist gemeint: „Gerecht“ meint eine Lebenshaltung, eine Lebenseinstellung, die wiederum mein Handeln prägt: Der Gerechte ist der, der sein Leben an Gottes Wort orientiert, der nicht „im Rat der Spötter sitzt, sondern Lust hat an Gottes Weisung“, so heißt es in Psalm 1. Wie der Beter von Psalm 1 sich im Leben treu an Gott halten, über Gottes Wort nachsinnen, es mit Lust und Freude zum Maßstab meines Lebens und meines Handelns zu machen, das bedeutet gerecht leben. Nicht immer gelingt uns das, nicht immer fällt uns das leicht. Und wir können es auch nicht allein, wir sind angewiesen auf die Gerechtigkeit Gottes. Sich dies vor Augen zu führen, kann uns vor Selbstgerechtigkeit bewahren, vor dem Denken in Schwarz-Weiß-Mustern.

Wer sich an Gott orientiert, kann – so Psalm 1 – wie ein Baum an Wasserbächen Frucht bringen. Dieses Bild vom Anfang des Psalmenbuchs vertieft unser Predigttext: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Zeder auf dem Libanon.“

Was wäre ein blühender Garten ohne Bäume? Im Hochsommer unerträglich heiß ohne Schatten – so wie der Weg vom Odeonsplatz zur Markuskirche in der Mittaghitze im Juli. Kein Schatten. Nirgends. Jedenfalls (siehe Baustelle) noch nicht. Beängstigend still ohne das Rauschen der Blätter im Wind, ohne das Zwitschern der Vögel in den Zweigen.

Psalm 92 verheißt uns Menschen ein Grünen und Wachsen wie *Palme und Zeder*. Nicht irgendwelche x-beliebigen Bäume nennt der Psalm, sondern zwei der bedeutendsten des Mittelmeerraums: Die Libanonzeder, Inbegriff eines stattlichen, großen Baumes mit einer breiten Krone, immergrün und widerstandsfähig gegen „parasitierende Pilze“ – so sagt es mir Wikipedia. Waldbrände können ihr nicht schaden. Mit bemerkenswert wenig Wasser kommt sie aus. (Übrigens ein Baum mit Zukunft auch bei uns – angesichts des Klimawandels.) Die Palme, ein Fruchtbaum mit vielen familiären Rekorde: das längste Blatt, der größte Same, der längste Blütenstand des Pflanzenreiches finden sich in ihrer Familie – auch das lehrt mich Wikipedia.

Und: Unempfindlicher als Laubbäume gegen Windbruch, sie übersteht heftige Stürme, kann an windexponierten Stellen stehen.

Das wünschen wir uns doch oft: widerstandsfähig zu sein gegen Schädlinge, gegen das, was uns Zeit und Nerven raubt, widerstandsfähig zu sein gegen schlechte Gedanken, die sich parasitär bei uns einnisten und uns mal wieder den Schlaf rauben, widerstandsfähig zu sein gegen Ärger im Alltag, der an unseren Kräften zerrt, widerstandsfähig zu sein gegen so manchen Sturm, der uns im Leben zwar stark ins Wanken bringt, uns aber nicht gänzlich herausreißt.

Wir sind nicht unverwundbar – auch Bäume sind nicht unverwundbar –, es gibt Schädliches, das uns unsere Lebenskraft raubt. Es gibt immer wieder Zeiten, in denen wir Schaden nehmen können, in denen wir mit wenig Wasser auskommen müssen – aber Psalm 92 verheißt uns mit den Bildern von Zeder und Palme Resilienz.

Doch um widerstandsfähig zu sein, um nicht vom erstbesten Sturm umgeworfen zu werden, brauchen wir Wurzeln. Wo habe ich meine Wurzeln? Wo bin ich gepflanzt? Unser Psalm versetzt uns in Gottes Haus: „Die gepflanzt sind im Hause des HERRN, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen.“

Im Hebräischen steht eine passivische Formulierung. Wir haben uns nicht selbst gepflanzt, nicht selbst gemacht. Wir Menschen sind nicht einfach als Samen auf den Boden geworfen, die der Wind leicht wegwehen kann, sondern: Wir sind gepflanzt worden, wie Setzlinge sorgfältig in die Erde, in unser Leben gesetzt. Ein Pflanzloch, einen Platz hat der Gärtner für uns auf der Welt ausgehoben, uns achtsam in der richtigen Pflanzhöhe eingesetzt, die Erde um uns herum vorsichtig festgeklopft – und sich dabei auch die Hände schmutzig gemacht.

Wir sind kein Zufall, der Gärtner, Gott der Schöpfer hat uns ganz bewusst gepflanzt. Er möchte, dass etwas aus mir wird; das kann dauern, muss erst wachsen – und bei Bäumen kann das lange dauern –, doch es hat einen Sinn: Dort wo ich gepflanzt bin, habe ich eine Aufgabe; der, der mich pflanzt, möchte, dass ich wachse, gedeihe, groß werde, Frucht bringe. Wir gedeihen nicht aus uns selbst, sondern sind Geschöpf Gottes, des Gärtners.

Und wir gedeihen nicht an einem beliebigen Ort, sondern: „*im Hause des Herrn, in den Vorhöfen Gottes*“ sind wir gepflanzt, heißt es in unserem Psalm – und damit ist eigentlich der Tempel gemeint als ein Ort der besonderen Gottesnähe. Und manchmal können wir es ja im Haus Gottes, hier in unserer Kirche spüren, und besonders wenn die Musik wie heute so wunderbar erklingt: Dies ist ein Ort, wo ich aufblühen kann, wo ich Kraft finden kann, um zu wachsen, um fröhlich und gelassen nach Hause zu gehen.

Und außerhalb des Kirchenraumes? Im Hause des Herrn gepflanzt sein – das können wir auch auf unseren Alltag übertragen: In Gottes Nähe, in einer lebendigen Gottesbeziehung, dort, wo ich mich in Gott verwurzele, wo ich mein Leben als von Gott gegeben sehe, mein Leben an Gott orientiere, kann ich gedeihen. Wo ich bei Gott zu Hause bin, mich im Glauben bei ihm geborgen fühle, kann ich mit Zuversicht durchs Leben gehen.

Ich kann grünen – blühen – fruchtbar und frisch sein. Der Psalm steigert die Abfolge vom Grünen bis zum Fruchtbringen. Doch wo blühe ich denn eigentlich auf? Was sind die Früchte in meinem Leben? Wo fühle ich mich frisch? Wo spüre ich blühende Lebensfülle und Freude? Es gibt Phasen im Leben, in denen ich besonders aufblühen kann: In Gemeinschaft mit anderen Menschen, wenn mich Kinder mit ihrem Lachen und ihrer Lebensfreude anstecken, wenn ich am Meer bin, tosende Wellen, weiter Wolkenhimmel und eine steife Brise um die Nase – es gibt so viel Schönes, Blühendes im Leben. Man muss es nur sehen, denn manchmal blüht es nur zaghaft, manchmal blüht es auch nur einen Augenblick, aber es blüht.

Manchmal aber sieht es in uns so aus wie auf der Garten-Baustelle vor unserer Kirche: Einiges blüht wunderschön, anderes ist achtlos herausgerissen, ist verwelkt und von staubigem Schutt überdeckt. Nicht immer sind alle Blätter am Baum grün, nicht immer sind alle Zweige voller Leben, manchmal hängen die Blätter herunter. Manchmal fühlen wir uns eben doch wie das Gras in Psalm 90.

Vergänglich, kraftlos und welk. Wenn mir schon morgens beim Aufstehen die Kraft fehlt, den Tag zu bewältigen, wenn ich an einer Aufgabe scheitere, wenn ein mir naher Mensch stirbt, dann lasse ich meine Blätter hängen.

Dies gehört zum Leben dazu, doch Gott möchte nicht, dass wir nur mit einem negativen Blick auf das Leben sehen, dass wir im Negativen verhaftet bleiben.

Deshalb eröffnet der Psalm mit seiner Verheißung eine weite, hoffnungsvolle Perspektive: „*Wenn sie auch alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.*“

Im Alter blühen, fruchtbar und frisch sein? Das ist ein Bild, das wir nicht unbedingt erwarten, in unserer Gesellschaft, wo die Jugend zählt, frisch, fit, fröhlich, voller Energie. Alter, das heißt doch: Meine Lebenskräfte verdorren, ich kann immer weniger, ich bin eben nicht mehr fit und frisch. Und dennoch, trotzdem: In Gottes Garten stehen auch und besonders alte Bäume. Und jetzt komme ich – nach den Mittelmeerbäumen – doch noch auf unsere heimischen Laubbäume zu sprechen, zum Beispiel die Rotbuche: Zuerst entwickelt sie Wurzeln und Baumkrone; und erst im Alter von 40 bis 80 Jahren bringt sie Frucht, produziert sie Bucheckern – wieder etwas bei Wikipedia gelernt!

Und so ist es doch auch im Leben: Manches im Leben braucht Zeit, bis es blühen kann. Manches im Leben braucht Zeit, um sich zu entwickeln. Manchmal entdeckt man erst im Alter, dass etwas aufgeblüht ist, und manches kann im Alter überhaupt erst blühen. Manches im Leben braucht Zeit, bis es blühen kann: das kann im Leben hart sein, man kann daran verzweifeln und man kann darüber traurig sein, wenn so manche Blüte ausbleibt. Da hilft es zu sagen: Nicht alles, aber vieles ist auch gut gewachsen, ist mir gelungen.

Und was nicht so gut geblüht hat, wie ich es mir gewünscht habe? Im Alter kann ich es hoffentlich auch aus einer anderen, einer mildereren Perspektive betrachten: Es hat zwar nicht so prächtig geblüht, die erwartete Frucht hat es nicht gegeben, aber es hat trotzdem irgendwie geblüht. Und vielleicht war es doch nicht so wichtig, wie es mir in meiner Jugend schien. Schließlich habe ich im Leben Wurzeln geschlagen und eine Baumkrone ausgebildet.

Auch alte Bäume blühen. Aber sie blühen manchmal auf eine andere Weise, vom Leben gezeichnet und vom Leben erfüllt. Das Leben kann auch im Alter blühend sein, auch wenn nicht jeder Tag gut ist. Es kann ein Geschenk

sein trotz aller Einschränkungen. Wichtig ist doch: im Alter nicht innerlich zu verdorren, nicht zynisch oder grantig zu werden, sondern: sich die Fähigkeit zu erhalten, aufzublühen, Neues zu entdecken, neugierig zu bleiben. Auch wenn es manchmal nicht einfach ist. Und manchmal geht es aufgrund von Erkrankungen auch nicht mehr. Aber auch dann bleiben wir Gottes Bäume, er sorgt sich um uns, zu ihm können wir bitten, wenn es nicht mehr geht.

In Gottes Garten sind es gerade die alten Bäume, die wichtig sind. Alte Bäume mit großer Baumkrone bieten Schutz für andere. Ein alter Baum hat viel gesehen, alte Menschen haben Lebenserfahrung, Weisheit. Und das haben sie den Jungen voraus. Die Jahresringe alter Bäume erzählen von ihrem Leben, dicke Ringe von fruchtbaren Jahren, dünne Ringe von schwierigen, dürren Jahren, – und trotzdem ist der Baum gewachsen. Und so ist es doch im Rückblick in unserem eigenen Leben: Es gibt nicht nur fruchtbare Jahre, es ist nicht immer alles grün und blühend, zum Leben gehören auch dünne Jahresringe, zum Leben gehört auch Totholz im Baum – und dennoch sind wir gewachsen. Auch in dürren Lebensjahren bin ich gewachsen. Und: Auch *an* den dürren Lebensjahren bin ich gewachsen. Manche Erfahrung – und war sie auch noch so bitter – hat mich verändert und oft auch gestärkt.

In Gottes Garten sind es gerade die alten Bäume, die wichtig sind, denn alte Menschen können viel erzählen; von ihnen können wir so Wichtiges lernen: „Und wenn sie auch alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein, *dass sie verkündigen, dass der Herr gerecht ist; er ist mein Fels und kein Unrecht ist an ihm.*“

Verkündigen, Erzählen – das ist eine Gabe, die alten Menschen in besonderem Maße gegeben ist. Auch wenn Jugendliche manchmal genervt sagen: „Ach Opa, erzähl‘ nicht schon wieder von der schlechten Zeit nach dem Krieg, wo’s nichts zu essen gab, und Handys hattet ihr auch nicht.“ Wie die Jahresringe vom Leben der Bäume erzählen, so können Menschen im Alter von ihrem Leben erzählen, von der Erfahrung von Dürre, Stürmen, aber auch von Blühenden im Leben. Sie können von ihrem Leben erzählen, besonders aber auch davon, wie sie Gott in ihrem Leben erfahren haben: „*dass sie verkündigen, dass der HERR gerecht ist, er ist mein Fels.*“

„Gerecht“ – das meint Gottes *rettende* Gerechtigkeit, das ist Gottes Gnade, Treue, Zuneigung zu jedem Einzelnen von uns, in guten Zeiten, besonders aber auch dort, wo wir uns verlassen fühlen, in Angst, Sorge, Nöten, wenn die Blätter herunterhängen. Die Jahresringe in meinem Leben, dicke, aber auch dünne, können erzählen: Mein Leben war und ist ein Geschenk, der gerechte Gott meint es gut mit mir, er hat mich gepflanzt, in meinem Leben ist ein Gärtner am Werk, auf den ich mich auch in Dürre und bei Sturm verlassen kann, der mich rettet und mir Halt gibt, denn „er ist gerecht, er ist mein Fels“. Amen.

Der verlorene Garten
Genesis 3

Prof. Dr. Jörg Lauster
4. So. nach Trinitatis, 23. Juni 2024

Und die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der HERR gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten? Da sprach die Frau zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, dass ihr nicht sterbet! Da sprach die Schlange zur Frau: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, sondern Gott weiß: an dem Tage, da ihr davon esst, werdeneure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist. Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von seiner Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze. Und sie hörten Gott den HERRN, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des HERRN zwischen den Bäumen im Garten. Und Gott der HERR rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und er sprach: Ich hörte dich im Garten und fürchtete mich; denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich. Und er sprach: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot, du solltest nicht davon essen? Da sprach Adam: Die Frau, die du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum und ich aß. Da sprach Gott der HERR zur Frau: Warum hast du das getan? Die Frau sprach: Die Schlange betrog mich, sodass ich aß. Da sprach Gott der HERR zu der Schlange: Weil du das getan hast, seist du verflucht vor allem Vieh und allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Staub fressen dein Leben lang. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und der Frau und zwischen deinem Samen und ihrem Samen; er wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die

Ferse stechen. Und zur Frau sprach er: Ich will dir viel Mühsal schaffen, wenn du schwanger wirst; unter Mühen sollst du Kinder gebären. Und dein Verlangen soll nach deinem Mann sein, aber er soll dein Herr sein. Und zum Mann sprach er: Weil du gehorcht hast der Stimme deiner Frau und gegessen von dem Baum, von dem ich dir gebot und sprach: Du sollst nicht davon essen –, verflucht sei der Acker um deinetwillen! Mit Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde wirst, davon du genommen bist. Denn Staub bist du und zum Staub kehrst du zurück. Und Adam nannte seine Frau Eva; denn sie wurde die Mutter aller, die da leben. Und Gott der HERR machte Adam und seiner Frau Röcke von Fellen und zog sie ihnen an. Und Gott der HERR sprach: Siehe, der Mensch ist geworden wie unsereiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und nehme auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich! Da wies ihn Gott der HERR aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.

Liebe Gemeinde,

geheimnisvoll und verwinkelt war er, der Garten, und eignete sich vorzüglich zum Verstecken. Die Natur ließ sich erkunden, es gab Begegnungen mit Blindschleichen, Kellerasseln und Spinnen, ein Hauch von Wildnis, der jedoch nie gefährlich wurde und immer eingehegt war. An Bäumen und Stauden wuchsen verlockende Früchte, die in günstigen Augenblicken, wenn niemand hinsah, zum Naschen einluden. Es waren erste Schritte in die Natur, in Freiheit und doch immer behütet. Denn um alles herum gab es einen Zaun, der die Gefahren der Welt abhielt. So war der Garten, in dem ich viele Tage und Stunden meiner Kindheit verbrachte. Als Enkel eines Gärtners weiß ich bei einer Predigt über das Thema Garten ausnahmsweise einmal,

wovon ich rede. Wenn mir der Garten der Großeltern heute als ein Sehnsuchtsort erscheint, dann bin ich in prominenter Gesellschaft. Seit jeher haben Menschen Gärten mit Bedeutung aufgeladen.

Eine der größten Gartengeschichten der Menschheit steht am Anfang der Bibel. Die Geschichte von der Erschaffung der Welt und der Erschaffung der Menschen ist auch eine Garten-Geschichte:

Gen 2,8: Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte.

[...] 2,15 Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte.

[...] 3,8 Und sie hörten Gott den Herrn, wie er im Garten ging, als der Tag kühl geworden war. 3,9 Und Adam versteckte sich mit seiner Frau vor dem Angesicht Gottes des Herrn zwischen den Bäumen im Garten.

[...] 3,23 Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaute, von der er genommen war. 3,24 Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden, blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zu dem Baum des Lebens.

Wir lesen und hören in dieser Geschichte vor allem, wie Adam und Eva sich von der Schlange verführen lassen, vom Baum der Erkenntnis essen und von Gott aus dem Paradies vertrieben werden. Aber die hervorgehobenen Sätze machen deutlich: Die Geschichte vom Fall der Menschen ist auch eine Geschichte von einem Garten.

Im althebräischen Wort ‚Eden‘ klingen Fülle, Üppigkeit und Wohlleben durch, die griechischen Übersetzer des Alten Testaments haben Garten mit *paradeisos* übersetzt. Die Gartengeschichte der Bibel ist also der Geburtsort unseres Wortes ‚Paradies‘. Der Schöpfungsbericht beschreibt, wie Gott sorgsam diesen Garten anlegt, ihn mit den vier Paradies-Strömen durchzieht, Gewächse und Bäume pflanzt und schließlich den Menschen hineinsetzt, damit er den Garten bebaut und bewahrt. Schon in diesen unscheinbaren Anfängen wäscht uns die Gartengeschichte der Genesis gehörig den Kopf. Das Paradies hat nichts zu tun mit einem Schlaraffenland, nichts mit anstrengungslosem Wohlstand, nichts mit türkisblauem Meer und weißen Stränden, an denen man unter Palmen Piña Coladas schlürfen kann. Das Paradies ist etwas anderes. Es ist die Sympathie aller Dinge, die Sympathie von Mensch und Natur, in der Menschen eine Aufgabe haben: den Einklang

und die Harmonie dieses Gartens zu erhalten. Diese Geschichte denkt darüber, wozu wir hier sind, anders als wir. Arbeit ist nicht das, was man tagein tagaus in einem Hamsterrad abspult und wofür – und oft versteht man nicht einmal, warum – die einen mehr und die anderen weniger Geld bekommen. Arbeit ist das, was die Harmonie der Welt erhält, sie besser oder sie zumindest nicht schlechter macht. Das hat durchaus mit dem zu tun, was wir im Evangelium gehört haben: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist.“ (Lk 6,36) Ein guter Tag im Paradies ist ein Tag, an dem die Welt, wenn wir abends ins Bett gehen, nicht schlechter geworden ist, als sie an dem Morgen war, an dem wir aufgestanden sind – nicht schlechter, und an besonders guten Tagen vielleicht sogar besser.

In diesem Paradies ist Gott gegenwärtig. Es zählt zu den spektakulärsten Sätzen der Bibel, wie Gott in der abendlichen Kühle durch seinen Garten spaziert. Die Hitze des Tages hat sich gelegt. Ein leichter Wind kommt auf, und Gott geht durch die Welt, die nichts anderes als sein Garten ist. Das ist ein so unerhörtes und so kräftiges Bild, dass es Künstler und Musiker durch alle Zeiten fasziniert hat. Das Hohelied ist ein biblisches Buch, das mit dieser Symbolkraft des Gartens spielt. Er ist der Ort der Begegnung, der Begegnung der Liebenden und darin immer zugleich eine große Allegorie auf die Begegnung von Gott und Menschen. Giovanni Croce, den wir nach der Predigt hören, bearbeitet genau dieses Motiv. Die Vertonung von Sven-David Sandström, die der Universitätschor zu Beginn gesungen hat, beschreibt die geheimnisvolle Stimmung der abendlichen Kühle. Am Schluss werden wir hören, wie der Wind aufkommt und die Düfte durch den Garten trägt.

„Der Mond ist aufgegangen“ ist nicht nur eines der schönsten, sondern auch eines der tiefstinnigsten Kirchenlieder. Es fängt genau jene Stimmung der abendlichen Dämmerung und Kühle ein, in der die Welt still wird. In diesen Momenten erleben wir mehr, als wir begreifen. Menschen wissen sich aufgehoben in einer höheren Ordnung, die sie nicht sehen, aber doch spüren.

Die Idee des Gartens hat zu allen Zeiten Menschen angezogen. So gibt es auch eine große, philosophische Tradition des Gartens. Epikur, dieser weise

Philosoph einer freundlichen, tiefgründigen und sinnlichen Daseinsfrömmigkeit, meinte, man könne überhaupt nur im Garten philosophieren. Geradezu verrückt nach dem Garten war die Epoche der Aufklärung. Von Voltaire bis Rousseau haben ihre berühmten Vertreter sich mit der Idee des Gartens beschäftigt. Horst Bredekamp hat in einem schönen Büchlein gezeigt, wie Deutschlands berühmtester Philosoph der Frühaufklärung, Gottfried Wilhelm Leibniz, in den Herrenhäuser Gärten die Idee eines Gartens mit den Kräften seines Verstandes zu realisieren versuchte. Der ideale Garten bildet die innere Harmonie des Universums ab. Dass nun ausgerechnet Hannover der Ort sein sollte, an dem der innere Glanz der Welt sichtbar wird, darauf kommt man nicht so schnell, jedenfalls nicht als Münchner. Und doch verwendete Leibniz viel Mühe und Scharfsinn auf das Projekt. Er wollte in den Herrenhäuser Gärten ein Verhältnis von Menschen und Natur abbilden, das von Furchtlosigkeit, von Frieden, ja von wechselseitiger Empathie geprägt ist, die keine Ausbeutung kennt. In langen Gesprächen sann er mit den Gelehrten seiner Zeit darüber nach, vor allem mit der Gattin des Kurfürsten. Sophie von Hannover war in jener Zeit eine der klügsten Frauen Europas, sie unterstützte Leibniz mit Gedanken und Taten bei dem Projekt. Als die Fürstin unerwartet ausgerechnet in ihrem Garten an einem plötzlichen Herztod verstarb, verfiel Leibniz in tiefe Trauer. Er hatte mit ihr eine Seelenverwandte, eine große Freundin im Geiste verloren. Aber in all seiner Trauer gab es immerhin einen Trost. Sie starb in ihrem Garten und damit dem einzigen Ort, an dem eine tiefe Harmonie des Daseins aufschien und dem Tod wenigstens etwas von seinem Schrecken nehmen konnte.

Die Aufklärer stehen mit ihrer Garten-Philosophie für ein kühnes Projekt. Ihnen ging es darum, den verlorenen Garten wiederzugewinnen, etwas vom geheimnisvollen Glanz dieser Welt im Garten abzubilden. Sie waren sich darin durchaus nicht einig. Die einen dachten, die Harmonie der Welt müsse die Natur in strikter Anordnung und geometrischer Disziplin gestalten. Der Garten von Versailles ist der Inbegriff dieser Idee. Der englische Earl Shaftesbury, der von John Locke erzogen wurde, hatte eine andere Vorstellung. Der Garten ist ein Ort der Freiheit. Aufgabe des Menschen ist es, die Natur maßvoll und mit Bedacht einzuhegen, damit sie sich frei entfalten

kann. Wachsen und wachsen lassen. Dies ist die Idee des Englischen Gartens. Einen solchen haben wir bekanntlich in unserer Stadt. Englischer Garten – das ist mehr als Bier und Eisbach. Es ist die Erscheinungsform des europäischen Liberalismus in seiner schönsten Form, der Traum von einem Verhältnis von Mensch und Natur, das von Großzügigkeit geprägt ist.

Die Aufklärung steht heute nicht mehr so hoch im Kurs, und sicher gibt es gute Gründe, ihren Optimismus und ihre Tatkraft zu korrigieren. An einem Punkt aber verlangt sie tiefen Respekt ab. Sie ist getragen von der tiefen Überzeugung, dass wir als Menschen hier eine Aufgabe haben, nämlich mit der Kraft unserer Vernunft diese Welt zu verstehen, sie zu erhalten, sie besser zu machen. In der Garten-Philosophie der Aufklärung wird das besonders deutlich. Sie ist der kühne Versuch, sich nicht mit der Vertreibung aus dem Paradies abzufinden. Menschen, die sich heute von der Aufklärung verabschieden wollen, resignieren, kapitulieren. Sie geben sich auf und verlieren sich in der Verzweiflung, aus dem Garten vertrieben zu sein.

In der Tat, die Gartengeschichte der Bibel endet mit diesem furchteinflößenden Bild. Cherubine, geflügelte Wesen zwischen Mensch und Tier, stehen vor dem Eingang des Paradieses und verwehren mit flammendem Schwert die Rückkehr. Wir sind Vertriebene, wir sind Verlorene. Die Flammen des Schwertes reichen tief in unsere Welt hinein. Niemand, der hier sitzt, hat nicht schon einmal den Schmerz dieses Schwertes gespürt. Vergänglichkeit, Krankheit, Unglück, Tod, Sinnlosigkeit, Krieg. Die Liste scheint unendlich lang, in denen uns Tag für Tag schmerzlich bewusst wird, dass wir Lichtjahre entfernt vom Paradies leben. Wir sind nicht dort, wo wir hingehören.

Und dennoch gibt es gute Gründe, nicht aufzugeben. Wir wissen, wo wir herkommen. Wir kommen aus feinem Hause mit einem großartigen Garten. Das adelt unsere Seele. Wir sind Vertriebene, das ist wahr. Wir sind Flüchtlinge in dieser Welt. Unsere Seele dürstet nach unserer Heimat, wie der Hirsch nach frischem Wasser lechzt. Aber doch können wir mit Haltung und Tapferkeit unser Schicksal meistern. Denn wir wissen um unsere Herkunft. Und es gibt sie, diese goldenen Stunden, die Momente der abendlichen Kühle, das Aufkommen des Windes und das Aufgehen des Mondes. In diesen Augenblicken ist die Heimat in unserer Welt zu riechen und fast zum

Greifen nahe. Platon hatte Recht. Das ist Anamnese. Es sind diese Momente nichts anderes als Wiedererinnerung. Wir erinnern uns, wo wir herkommen. Und in dem, was das Christentum glaubt und verkündigt, liegt ein großes Versprechen. Noch stehen die Cherubine mit flammendem Schwert vor dem Paradies. Nicht heute, nicht morgen, aber der Tag wird kommen, an dem sie zur Seite treten und das Tor zum Garten wieder aufgeht. Wir sind nicht mehr, was wir sein sollten, aber wir werden es wieder. Amen.

Der Garten der Erlösung
Römer 8,18-25

Prof. Loren Stuckenbruck Ph.D.
6. So. nach Trinitatis, 7. Juli 2024

Denn ich bin überzeugt, dass dieser Zeit Leiden nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden. Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick seufzt und in Wehen liegt.

Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kinderschaft, der Erlösung unseres Leibes. Denn wir sind gerettet auf Hoffnung hin. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.

Liebe Gemeinde,

Paulus begibt sich hier im Römerbrief auf ungewöhnliches Territorium. Seine Ausdrucksweise kommt der Poesie nahe, bei der er die Menschheit und die „Umwelt“ in engste Verbindung stellt. Sie stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis zueinander. Oder eher: Die Schöpfung sehnt sich nach einem Wohlstand von Menschen (der Text nennt den Wohlstand „Erlösung“), der wiederum ihr eigenes Florieren ermöglicht. Daraufhin drückt sich die Schöpfung mit Seufzen aus. Der Text schreibt der Kreatur eine „Hoffnung“ zu, die nicht unbemerkt bleibt, sondern sich spürbar macht. Paulus lässt in diesem Sinne die Schöpfung „reden“. Ist dies aber überhaupt für möglich zu halten?

Wenn Sie einen Garten oder Tiere haben, oder sie Ihnen beim Spazieren begegnen, liegt eine Antwort auf diese Frage auf der Hand: ein klares Ja.

Die Tier- und Pflanzenwelt spricht uns zu. Einen alltäglichen Beweis dafür erlebe ich fast jeden Sommertag. Vögel – erneut heute Morgen – nehmen eine Weckuhrfunktion wahr und zwitschern mich wach: „like it or not“, werde ich bereits um 5 Uhr durch Vogelgesang vom Tiefschlaf ins Leben gerufen! Sie machen sich hörbar, ob in der Früh, untermittags oder beim Sonnenuntergang, und spendieren einander und ihrer Umgebung Freude, Liebe und – vielleicht auch – Frust. Sie, wie auch Tiere aller Art, sind empfindungsfähig – und, man darf auch sagen – verwundbar. Zu solchen Wesen gehört auch die Pflanzenwelt.

Nach einer Studie des Biologieprofessors Stefano Marcuso von der Universität Florenz, soll Musik für Pflanzen gut sein. Pflanzen haben keine Ohren, doch sie reagieren „positiv“ und gedeihen, insbesondere wenn sie mit Musik von Mozart, Haydn, Vivaldi oder Mahler beschallt werden.¹ Dies soll der Biologe zehn Jahre lang ununterbrochen gemacht haben. (Meines Wissens hat Prof. Marcuso das Florieren seiner Reben nicht vergleichend mit „heavy metal“ Musik erforscht! Jedenfalls fühle ich mich nicht versucht, selbst ein solches Experiment durchzuführen, es käme vielleicht meiner sonst verständnisvollen Nachbarschaft nicht gerade zugute!) Manche Texte, wie im Römerbrief und in der Lesung aus dem ersten Henochbuch gehen einen Schritt weiter. Diese, wie andere Schriften der biblischen Überlieferung, erwecken den Eindruck, dem botanischen Teil der Schöpfung werde eine wahrnehmbare Kommunikationsfähigkeit unterstellt, die man als „Freude“ oder „Verlangen“ beschreiben könnte. Sogar das erste Buch der Chronik in der Hebräischen Bibel erwartet eine Zeit, in der die Bäume des Waldes vor Gott „singen“ werden (16,33). Selbst von der Tier- und Pflanzenwelt abgesehen, könnte man der Erde Lebendigkeit zuerkennen: die Erde ist aus Einzelorganismen zusammengesetzt. Es wird also nicht leicht, grundsätzlich zu trennen zwischen dem, was allgemein für lebendig gehalten wird, und dem sogenannten „leblosen“ Materiellen, das aber doch am Leben teilhat. Ich bin selbst kein Naturwissenschaftler, weder im Bereich der Botanik, noch der Geologie, noch der Tiermedizin. Dennoch scheint mir die folgende Aussage plausibel: Alles, was in sich

¹ <https://www.wissenschaftsjahr.de/2015/stadtklang/themenfelder/lieblingsorte-und-liebingsklaenge/wussten-sie-dass.html>.

Leben hat, besitzt eine je eigene Kommunikationsfähigkeit, die sich bei näherer Beobachtung wahrnehmen lässt. Menschen leben, Tiere leben, Pflanzen leben, Erde – Luft – Wasser leben.

Der Raum, in dem wir den Alltag verbringen, wird von unterschiedlichsten Lebewesen geteilt! Somit ist der Ausdruck „Umwelt“ irreführend. Aus Sicht des Menschen betrachtet, hieß es dabei, die Welt teile sich zweifach auf: „Da“ ist die Menschheit einerseits und „dort“ andererseits ist alles, was sie umgibt. Doch der Mensch gehört zur eigenen „Umwelt“.² Wir sind „Umwelt“ für andere Lebewesen, wie sie auch unsere Umwelt ausmachen. Somit führt das Wohlergehen des Einen zum Wohlergehen des Anderen. Dementsprechend redet Paulus in unserem Text von einem Harren der „Schöpfung“, die mit Seufzen und Wehen darauf wartet, dass die Kinder Gottes offenbar werden.

Doch geht Paulus nicht so weit zu beschreiben, was bei einer Offenbarung der Kinder Gottes passieren soll, auch wenn er von *einer leidenden und bedrückten Schöpfung in dieser Weltordnung* redet, in der das Leben geführt wird. Was soll aus dieser Schöpfung werden? Setzt Paulus ein Fortleben dieser natürlichen Welt voraus? Weder Paulus noch die anderen Schriften des Neuen Testaments können diese Möglichkeit bestätigen. Stattdessen liegt die Emphase eher auf der Vorstellung von einer neuen Welt, von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, wobei das „Alte“ vergeht (so Offb. 20,1). Im Neuen Testament erwartet der Text des zweiten Petrusbriefes, dass „die Himmel vom Feuer zergehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen“ werden (3,10–13). Die bisher erfahrene Welt wird aufgelöst, und für die sogenannte „Umwelt“ gibt es keine Alternative am Tag des Herrn, außer zerstört zu werden, damit daraus ein neuer Anfang entstehe! Kein Wunder, dass der Mittelalterhistoriker Lynn Townsend White bereits 1967 sogar der biblischen Tradition und einer damit verbundenen jüdisch-christlichen Kultur vorwirft, für die Krise der Umwelt (mit)verantwortlich zu sein, nämlich aufgrund einer überwiegenden und einseitigen Fixierung auf die Bedeutung und das Schicksal der Menschheit. Um die Überlegenheit des Menschen zu untermauern, erreicht die

² S. dazu Osman Bilen, *Environmental Ethics and Its Relation to Truth*, in: W. Danck (Hg.), *Truth and Morality: The Role of Truth in Public Life* (Washington DC, 2008), 113–25 (114–15).

Schöpfungserzählung in Genesis Kapitel 1 einen Höhepunkt, wenn Gott Mann und Frau nach seinem Bildnis geschaffen hat und sie nicht bloß der Natur zuordnet.³ Auch wenn Lynn White für diese Haltung von vielen kritisiert worden ist, bleibt etwas von seiner Herausforderung. Ist letzten Endes der Sinn des Lebens nach einer christlichen Botschaft, wie oftmals angenommen wird, im „Spirituellen“ oder „Geistlichen“ aufzusuchen, das über das Sichtbare und Materielle hinausgeht?

Doch was wir vom Lebenszusammenhang der Schöpfung bei Paulus andeutungsweise erfahren, wird noch ausführlicher im ersten Henochbuch dargestellt. Das Henochbuch, eine Sammlung von Schriften, die vom dritten vorchristlichen bis zum ersten nachchristlichen Jahrhundert verfasst wurden, wird heute ausschließlich von Juden und Orthodoxen Christen aus Äthiopien der Bibel zugerechnet und im Alten Testament neben die Bücher von Mose gestellt. Gewiss mag der Text, wie er hier im Anhang mitgegeben ist, etwas merkwürdig erscheinen: Er redet von rebellierenden Engeln, die sich mit Frauen unter Menschen paaren und gigantische Nachkommenschaft zeugen. Zugleich aber schaut der Text auf eine sakrale und vorbildhafte Vergangenheit zurück. In dieser Geschichte wird die Zeit vor der Sintflut, wie aus Genesis 6,1–7 bekannt, nacherzählt. Doch während Genesis den Fokus eher auf Gewalttaten unter den Menschen lenkt, die von Gott bestraft werden, spricht das Henochbuch von einer verheerenden Naturkatastrophe: Gerade das Bestehen der Schöpfung (darunter alle Tierarten, Pflanzen, Ackerbau, und Menschen) wurde durch Verbrauch und Gewalt bedroht. Untreue vor Gott zeichnet sich ab, wenn das Gedeihen und Florieren von Leben aller Art verachtet wird. Somit steht ein Aussterben von Leben bevor. Der Text lässt darauf die bedrückte und in ihrer Existenz bedrohte und bereits vernichtete Erde mit einer Klagestimme reden, dann im Einklang damit eine Klage der leidenden Menschen, die von Gott erhört wird. Es geht Gott somit bei der Sintflut nicht darum, die existierende Erde mit Ausnahmen zu zerstören (um die Schöpfung durch ausgewählte Überreste auf eine neue Basis zu stellen), sondern es handelt sich um eine Rettungsaktion des Bestehenden in seiner Ganzheit. An anderer Stelle wird im antiken Henochbuch auch der Klimawandel thematisiert. Es heißt:

³ Vgl. Lynn White, *The Historical Roots of Our Ecological Crisis*, in: *Science* 155 (1967): 1203–1207.

Wegen sündhaften Verhaltens von Menschen treffen Regenfälle, die Ernten, und sogar die Jahreszeiten nicht mehr pünktlich ein (1Hen 80,2–4). Wie sollen nach dem Kaputtmachen der Weltordnung die Folgen des darauffolgenden Eingreifens von Gott aussehen? Der Henochtext stellt sich etwas dazu vor und erzählt weiter. Dabei wird die Zeit nach der Sintflut so dargestellt, dass die Geschichte aus der Vergangenheit zu einer verschmilzt, die sowohl für die Gegenwart als auch für die ersehnte Zukunft relevant gemacht wird. Nicht Menschen selbst, sondern deren Gewalttaten sollen beseitigt werden. Der Text träumt davon, dass die gesamte Kreatur (Bäume, Pflanzen, Tiere, Erde, Menschen) sich vielfach reproduzieren wird und schreibt Menschen die Verantwortlichkeit für deren Wohlstand zu. „In Gerechtigkeit“ soll der Ackerbau nun durchgeführt werden. Nicht bloßes Vermehren, das Missbrauch ausgesetzt wird, hat der Text im Blick, ein vernichtender Verbrauch der Ressourcen kommt nicht in Frage. Was getan werden soll, sichert das Gedeihen für künftige Generationen. Und Freude ist überall dabei. Diese Vorstellung von einem „gesellschaftlichen“ Zusammenleben zwischen Natur und Menschen erreicht einen Höhepunkt in einer weiteren Aussage: „Und alle Menschenkinder sollen gerecht werden, und alle Völker werden mich verherrlichen, mich preisen, und alle werden mich anbeten.“ Sich um das Wohlbefinden der ganzen Umwelt zu kümmern (was auch Menschen inkludiert) ist mit *einer* – vielleicht sogar *der* – wahrhaften Verehrung Gottes organisch verbunden. Von religiös-identitätsstiftenden Ausdrucksformen (wie Beschneidung oder das Einhalten von Reinheitsgeboten und Sabbat) ist an dieser Stelle nicht die Rede. Obwohl das Henochbuch einen idealen Umgang in der Zukunft mit der Umwelt übertreibend anvisiert, rekurriert es auf ein harmonisches Zusammenleben, wofür die Schöpfung zunächst bestimmt wurde, bevor sie durch gewaltigen Verbrauch ins Verderben gestürzt wurde.

Was Paulus sich unter der Erlösung der Kinder Gottes vorstellt, wird in Römer 8 nicht erläutert. Sollte man das Unausgeführte mit mehr Substanz ergänzen, wären wir dem Erträumten und Erhofften im Henochbuch nicht ganz fern. Manches darin wird heute in Äthiopien auf die Gegenwart bezogen und proleptisch umgesetzt. In Äthiopien wird die Mehrzahl der runden Kirchengebäude von prächtigen Bäumen umgeben. Neben vielen Orten,

an denen Gottesdienste stattfinden, wird das Grundstück zweckmäßig gestaltet, um eine harmonisch paradiesische Existenz nachzubilden. Die Bäume, die rundherum stehen, bringen die Treue der Gott verehrenden Gemeinschaft zum Ausdruck. Die grundlegende Verbindung zwischen Gottesverehrung und Nachhaltigkeit, wie sie sich in der kirchlichen Architektur und Raumgestaltung in Äthiopien darstellt, wird sogar explizit auf das Henochbuch zurückgeführt.

Liebe Gemeinde, wir haben uns heute auf eine flüchtige Reise begeben. Sie führt uns von Paulus nach Äthiopien über das Henochbuch und zurück. Was hat dies Alles mit uns zu tun? Wir werden daran erinnert, mit welcher Lebhaftigkeit die Natur versehen ist, zu der wir auch zählen. Wir werden erinnert, dass ein gepflegter Wohlstand des Einen sich mit dem Wohlstand des Anderen verbindet. Wir werden erinnert, dass dafür Menschen entscheidend und verantwortungsvoll zu handeln haben. Und auf das Arbeiten auf Erden um der Natur willen dürfen Segen, Freude, und – hoffentlich auch – Frieden folgen.

Wenn Sie nun das nächste Mal dazu beitragen – ob bei sich zuhause im Garten oder weiter außerhalb –, dass etwas aus der Naturwelt florieren und gedeihen kann und wenn Sie dabei Freude empfinden, bleibt die Erlösung, von der unser Römertext erzählt, nicht fremd und fern. Wir können uns einem Wort, entnommen und adaptiert von Audrey Hepburns Tagebuch, anschließen: „Einen Garten zu pflanzen bedeutet, an Morgen zu glauben“ ... und auf eine realisierbare Hoffnung zu setzen. Amen.

1 Henoch 7,1–6; 8,4; 10,16–11,2⁴

*Und sie (rebellierende Engel) nahmen sich Frauen,
und jeder von ihnen wählte sich eine aus,
und sie begannen, zu ihnen einzugehen und sich mit ihnen zu vermischen,
Und jene wurden schwanger und gebaren mächtige Riesen,
deren Größe dreitausend Ellen war.
Diese verzehrten den ganzen Ertrag der Menschen,
bis die Menschen sie nicht mehr zu ernähren vermochten.
Da wandten sich die Riesen gegen sie,
um die Menschen zu fressen.*

⁴ Adaptierte Übersetzung von Siegbert Uhlig, Das äthiopische Henochbuch, JSHJZ 5/6, Gütersloh 1984.

Und sie begannen, sich an den Vögeln und den Tieren und den Reptilien und den Fischen zu versündigen, und sie fraßen untereinander ihr (eigenes) Fleisch und tranken das Blut davon.

Da klagte die Erde über die Frevler...

Und bei ihrer Vernichtung schrieten die Menschen, und ihre Stimme drang zum Himmel.

(Gott befiehlt dem Erzengel Michael)

„Und vernichte alle Gewalttat von der Erdoberfläche, und jedes Werk der Bosheit soll ein Ende nehmen; und die Pflanze der Gerechtigkeit und der Wahrheit soll erscheinen, und sie wird zum Segen gereichen –; das Werk der Gerechtigkeit und Wahrheit soll mit Freude in Ewigkeit gepflanzt werden.

Und dann werden alle Gerechten entkommen und werden am Leben bleiben, ...

Und in jenen Tagen wird die ganze Erde in Gerechtigkeit bebaut und ganz mit Bäumen bepflanzt werden und wird voll sein von Segen.

Und alle Bäume der Freude wird man auf ihr pflanzen, und man wird Weinstöcke auf ihr pflanzen;

und der Weinstock, der auf ihr gepflanzt werden wird, wird Wein im Überfluß tragen;

und von jedem Samen, der auf ihr gesät werden wird, wird ein Maß tausend erbringen,

und ein Maß Oliven wird zehn Pressen Öl erbringen.

Und du, reinige die Erde von aller Gewalttat,

von aller Ungerechtigkeit, von aller Sünde, von aller Gottlosigkeit und von aller Unreinheit, die auf Erden getan wird; vertilge sie von der Erde!

Und alle Menschenkinder sollen gerecht werden,

und alle Völker werden mich verherrlichen, mich preisen, und alle werden mich anbeten.

Und die Erde wird rein sein von aller Verderbnis,

von aller Sünde, von aller Strafe und von aller Qual;

und ich werde nicht wieder so etwas über sie bringen von Generation zu Generation und bis in Ewigkeit.

Und in jenen Tagen werde ich die Schatzkammern des Segens, die im Himmel sind, öffnen,

um sie auf die Erde, auf das Werk und auf die Arbeit der Menschenkinder herabkommen zu lassen.

Und Frieden und Recht werden verbunden sein für alle Tage und Generationen der Welt.“

Englischer Garten
Philipper 4,7

Prof. Dr. Martin Wallraff
Mittwoch, 17. Juli 2024 in St. Ludwig

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus.

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

am 13. August 1789 unterzeichnete Kurfürst Karl Theodor von Bayern ein Dekret, wonach er „den hiesigen Hirsch-Anger [...] zur allgemeinen Ergötzung für Dero Residenzstadt München herstellen zu lassen, und diese schönste Anlage der Natur dem Publikum in ihren Erholungs-Stunden nicht länger vor zu enthalten Gnädigst gesonnen“ sei.

Das liegt jetzt beinahe 235 Jahre zurück. Das Dekret ist die Geburtsurkunde des Englischen Gartens. Man kann, denke ich, sagen: Es ist eine Erfolgsgeschichte, ein Dekret, mit dem München bis heute ganz zufrieden sein kann. Es waren bewegte Zeiten damals, und das muss man wissen, wenn man die Vorgeschichte verstehen will. Gerade heute vor 235 Jahren, also am 17. Juli 1789 machte sich in Frankreich die „grande peur“ breit, die große Angst. Es war die Angst vor dem *backlash* der herrschenden Schichten nach dem 14. Juli, dem Sturm auf die Bastille.

Die Einzelheiten der Französischen Revolution müssen uns hier nicht interessieren, aber es kann gut sein, dass nicht nur französische Bauern, sondern auch bayerische Fürsten es mit der Angst zu tun bekamen. Jedenfalls ging es mit der Einrichtung der öffentlichen Parkanlage in München nach dem 14. Juli plötzlich ganz schnell. Weniger als einen Monat später war das zitierte Dekret da. Man hatte bei Hof wohl das Gefühl, man sollte der Bevölkerung in diesen unruhigen Zeiten etwas Gutes tun. Man wollte die Münchnerinnen und Münchner lieber beim Bier am chinesischen Turm und auf dem Karussell sehen als im (französischen) Hofgarten und beim Sturm auf die Residenz.

Die Münchner haben sich auf den Deal eingelassen, und aufs Ganze gesehen, ist es beiden Seiten ganz gut bekommen. Den Wittelsbachern ist es jedenfalls sicher besser ergangen als den Bourbonen.

Zugleich muss man sagen: In Paris wie in München war der Zeitgeist dem Christentum nicht sehr gewogen.

Und so kommt es, dass der Englische Garten damals und bis heute eine weitgehend christentumsfreie Zone ist. Der Chinesische Turm ebenso wie der Apollo-Tempel, das Rumford-Schlössl ebenso wie das Amphitheater hatten mit Christentum nichts zu tun, einmal gar nicht zu reden vom Karussell, vom Vergnügungspark „Tivoli“ oder von der Gartenwirtschaft Au-meister. Und als der Apollo-Tempel durch eine (ebenso runde) „Steinerne Bank“ ersetzt und statt dessen der weithin sichtbare Monopteros errichtet wurde, wurde es auch nicht christlicher. Das Christentum hat ansonsten das Weichbild Münchens tief gezeichnet. Hier nicht.

Als Kind habe ich mir das ganz anders vorgestellt, denn meine väterliche Familie kommt aus Nürnberg, und ich hatte dort schon im Vorschulalter den „Englischen Gruß“ in der Lorenzkirche kennengelernt. Was denn da so englisch dran sei, wollte ich wissen von meiner Großmutter. Sagt der Engel zu Maria: Howdy, what's up? Oder wie?

Meine Oma hat mir dann erklärt, dass das mit der englischen Sprache nichts zu tun hat, sondern dass „englisch“ hier von „Engel“ kommt, und deshalb stellte ich mir vor, dass auch der Englische Garten eine ätherische Zone von Engeln sein müsste. Als ich dann später die Nackedeis am Monopteros sah (das war damals noch so), kamen mir erste Zweifel. Und was es da sonst so an Aktivitäten gab, war ätherisch allenfalls in einem eher wörtlich-chemischen Sinn. Mit Christentum hat jedenfalls auch das nicht allzu viel zu tun.

Das Christentum kam gleichwohl schon bald nach Gründung des Englischen Gartens wieder ins Spiel, denn der Zeitgeist drehte schnell nach der französischen Revolution. Schon eine Generation nachdem in Frankreich Kirchen abgefackelt wurden, begann man wieder neu, welche im historisierenden Stil zu errichten, oft monumentaler und massiver als zuvor. Und in München hat König Ludwig I. nicht nur in Gestalt des Monopteros

seinem Vorgänger ein Monument für die Stiftung des Englischen Gartens errichtet. Sondern auch den Stadtrat gezwungen, eine neue Kirche direkt am Park zu errichten, weit vor den Toren der Stadt, an einer völlig absurden Stelle, von der sich wirklich niemand vorstellen konnte, dass eine so große Kirche so weit draußen jemals nötig sein würde. Noch dazu sollte die Kirche in byzantinischem Stil errichtet werden – das war aus Sicht des Stadtrates erst recht absurd.

Sie wurde dennoch errichtet: Es ist die Kirche, in der wir uns befinden. Was genau da eigentlich „byzantinisch“ ist, kann man sich fragen, aber vermutlich gilt für die Kategorie „byzantinisch“ das gleiche wie für die Kategorie „gender“: Es ist ein kulturelles Konstrukt. Man ist immer so byzantinisch, wie man sich fühlt. Anders formuliert: Wir befinden uns in einer byzantinisch gelesenen Kirche – warum denn auch nicht? Wenn es hier einen chinesisch gelesenen Turm gibt, warum dann nicht auch eine byzantinisch gelesene Kirche?



Das ist alles schön und gut, aber letzten Endes hängt das Christliche nicht an der Größe des Monuments. Ich setze deshalb noch einmal neu ein, und zwar nicht beim christlichen Mega-Monument, sondern bei einem ganz unscheinbaren kleinen Monument, das einzige im ganzen Englischen Garten aus der Zeit vor der Französischen Revolution. Als hier noch längst keine Parkanlage war, sondern Ackerland, später Kasernengelände. Es ist eine kleine Steinsäule mit der Jahreszahl 1724, gleich hinter der Brücke, wenn man von hier aus in den Park hineingeht.

Es ist eine so genannte Burgfriedensäule, eine Art Grenzstein, der das rechtlich geschützte Territorium der Stadt München vom Umland abgrenzt, eine Zone des Friedens, innerhalb derer das Tragen und vor allem Nutzen von Waffen nicht gestattet war. Ein christliches Monument im engen Sinn

ist auch das nicht, doch immerhin: Auf der Innenseite, der Stadtseite, sieht man den Mönch, der für München steht (später zum Münchner Kindl verniedlicht), und auf der Außenseite die bayerischen Rauten.

Es ist bewegend, dass die unscheinbare Steinsäule an dieser Stelle all die landschaftlichen und historischen Transformationen überlebt hat. Eine Grenze verläuft heute dort nicht mehr, aber es ist gut zu wissen, dass der Englische Garten den Gedanken dieses Burgfriedens heute weit hinaus trägt, bis zum Aumeister und darüber hinaus. Auf dem Münchner Stadtplan schiebt sich der Park wie ein grüner Keil in den längst dicht besiedelten urbanen Raum rechts wie links.

Vielleicht ist dies das Christlichste am Englischen Garten und überhaupt an jedem Garten: Ein Raum des Friedens und der Gemeinschaft, ein Raum der friedlichen Gemeinschaft von ganz unterschiedlichen Menschen, Kinder und Rentner, Sportler und Studierende, Touristen und Pendler, Eilige und Ruhende, Gassigeher und Kneipentourer, Liebespaare und Leidende, Freunde und Verächter des Christentums.

Doch wir Christen wissen und haben etwas, das die anderen nicht haben. Nämlich die Einsicht, dass solcher Frieden nicht zu haben ist allein als Frucht der Aufklärung, nicht zu bekommen einfach durch *les lumières*, auch nicht als Leistung der reinen Vernunft (obwohl die sicher nicht schadet). Dass dieser Frieden höher ist als alle Vernunft. Dass es „Frieden von oben“ ist, *ánōthen eiréne*, wie die orthodoxe Liturgie es sagt.

Denn der Garten zeigt (deutlicher als die Stadt an sich): Es ist ein Raum der menschlichen Gestaltung – aber immer auch mehr als das. Alle kurfürstlichen Dekrete und alle Mühe der Landschaftsgärtner, alle Pflege und alle Rücksichtnahme können immer nur den Rahmen schaffen für etwas, das sich selbst schafft. Und transformiert. Und atmet. Und lebt.

Und in Wahrheit schafft es sich eben nicht selbst, lebt nicht aus sich selbst, atmet nicht von sich aus, sondern *ist geschaffen*, hat Odem *empfangen*, Leben *geschenkt bekommen*. Nicht vom Kurfürst, nicht vom Stadtrat, nicht vom Gärtner, sondern von Gott.

Ebenso ist es auch mit dem Burgfrieden hier in der Stadt und im angrenzenden Park. Vor 235 Jahren war der Englische Garten ein Angebot zum Frieden, ein Angebot des Fürsten an die Bevölkerung.

Er ist auch heute ein Angebot zum Frieden. Wir sollten das Angebot annehmen. Wir sollten uns engagieren und eintreten für diesen Frieden, ihn hegen und pflegen. Aber wir wissen als Christen auch: Der Friede Gottes ist höher als alle Vernunft. In dieser Formulierung hat Luther Paulus übersetzt. Höher als die Vernunft der Aufklärung oder die des freiheitlichen Rechtsstaates.

Wird der Englische Garten damit zum christlichen Raum? Das wird er nicht, und das muss auch nicht sein. Aber er wird zum christlich gelesenen Raum, zum Raum, in dem Christen ihren Beitrag leisten zu einer offenen, toleranten und vielfältigen Gesellschaft. Zum Raum, der auf Gott hin transparent wird.

Gewiss, es ist auch schön, wenn es im öffentlichen Raum und auch im freien Gelände sichtbare Zeichen des Christlichen gibt, etwa Wegmarterl oder Bildstöcke oder Kapellen. Aber wir brauchen das nicht. Es genügt uns, wenn wir den Englischen Garten christlich lesen können und in der bunten Gesellschaft so für Gott Zeugnis ablegen können.

Und ja, wenn wir ihn schon christlich lesen, warum nicht auch gleich byzantinisch? In der Sprache der Byzantiner und in der Sprache, die *immer* eine Sprache der Theologie bleiben wird, gibt es mehrere Wörter für Garten. Eines davon lautet *parádeisos*, und in diesem Sinne: Vielleicht wird der Englische Garten ja doch noch zum *angelikós parádeisos*, zum Garten der Engel, wie ich mir das als Kind so wunderbar vorgestellt habe.

Und darin bewahre der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Die Predigten hielten:

Dr. Bernhard Liess, geb. 1969, Dr. theol., Stadtdekan im Evangelisch-Lutherischen Dekanatsbezirk München und Pfarrer an der Evangelischen Universitätskirche St. Markus.

Martin Wallraff, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Kirchengeschichte (Geschichte des älteren und weltweiten Christentums) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät, evangelischer Universitätsprediger der Ludwig-Maximilians-Universität.

Christian Albrecht, geb. 1961, Dr. theol., Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Friedhelm Hartenstein, geb. 1960, Dr. theol., Professor für Altes Testament (Theologie des Alten Testaments und Religionsgeschichte Israels in ihrem altorientalischen Kontext) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

PD Dr. Kathrin Liess, geb. 1971, Dr. theol., Privatdozentin für Altes Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Jörg Lauster, geb. 1966, Dr. theol., Professor für Systematische Theologie (Dogmatik, Religionsphilosophie und Ökumene) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

Loren T. Stuckenbruck, geb. 1960, Ph.D., Professor für Neues Testament (Schwerpunkt Neues Testament und Antikes Judentum) an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität.

